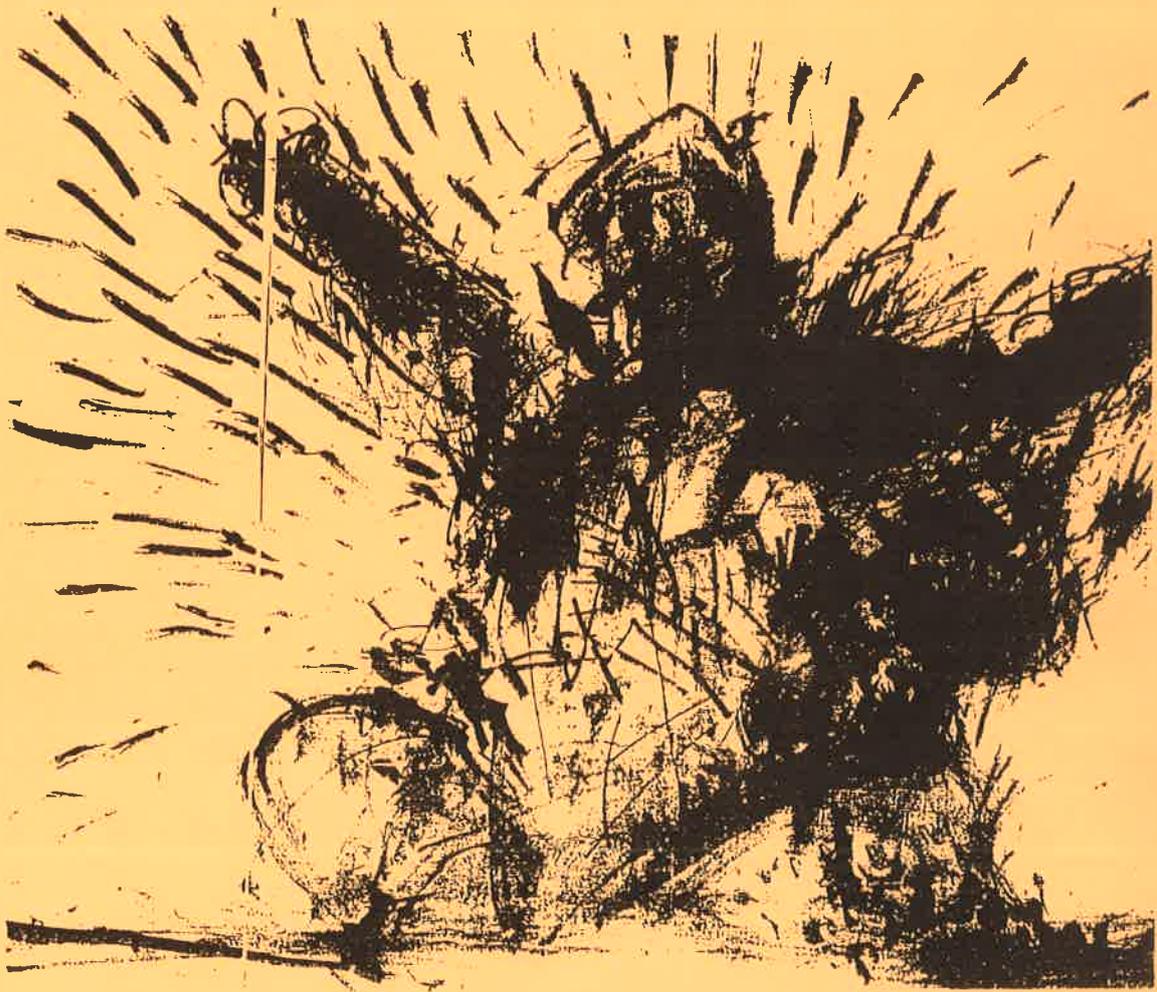


# Kuckuck

Notizen zu  
Alltagskultur und Volkskunde



*GEWALT*

2/92

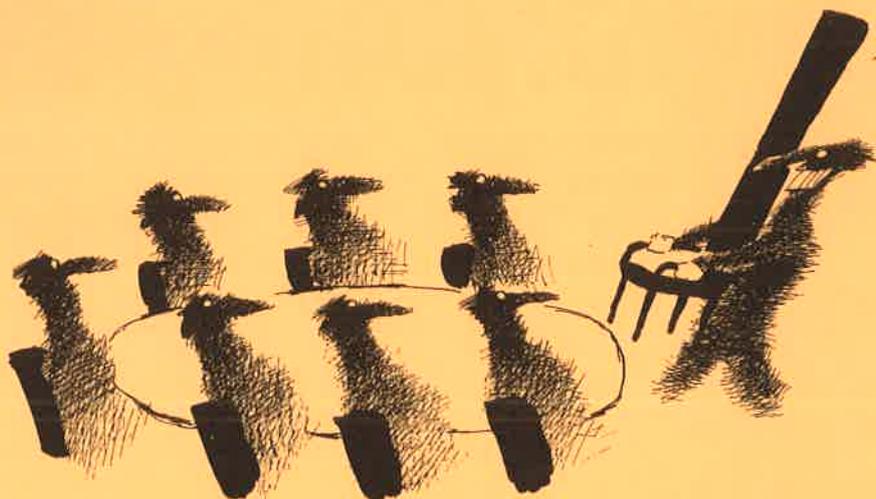
Jg 7

# impressum :

»Kuckuck« - Notizen zu Alltagskultur und  
Volkskunde, Ausgabe 2/92  
Erscheinungsfolge halbjährlich  
MedieninhaberInnen und HerausgeberInnen:  
Elisabeth Katschnig-Fasch  
Helga Klösch-Melliwa  
Johannes Moser  
Adelheid Schrutka-Rechtenstamm  
Redaktion: Die HerausgeberInnen und Elke Hammer  
Layout: Wolfgang Otte  
Satz: Elke Hammer  
Titelbild: Ortag  
Druck: Druckwerk  
Ungergasse 7, A-8020 Graz

Adresse der Redaktion:  
Institut für Volkskunde  
Hans Sachs-Gasse 3/II, A-8010 Graz

Einzelpreis: öS 45.-  
Redaktionsschluß für Heft 1/93:  
Ende März 1993  
Thema: »Geheimnis«  
Redaktionsschluß für Heft 2/93:  
Ende September 1993  
Thema: »Spiele«  
Zusendungen von Manuskripten (möglichst in Kopie)  
sind grundsätzlich sehr erwünscht. Das Manuskript  
soll einen Umfang von 8 Seiten nicht überschreiten,  
wenn möglich soll Bildmaterial beigebracht werden.  
Offenlegung:  
Der »Kuckuck« ist ein nicht auf Gewinn gerichtetes  
Publikationsorgan für Bereiche der Alltagskultur und  
Volkskunde.



Gerald A. Mayerhofer

Alle Rechte vorbehalten.  
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Bewilligung  
der Verfasser.  
Für den Inhalt der einzelnen Beiträge  
tragen deren Verfasser die Verantwortung.

Gefördert vom Bundesministerium  
für Wissenschaft und Forschung  
in Wien

# editorial

Gewalt als thematischer Schwerpunkt - das war innerhalb unserer Redaktion vor einem Jahr nicht unumstritten. Wiederum so ein »schweres« Thema, in jeder Hinsicht. Wiederum der schwerwiegende Anspruch auf Anteilnahme an gesellschaftlicher, politischer Realität und Problematik.

Sicherlich haben die beginnenden kriegserischen Ereignisse im ehemaligen Jugoslawien damals dazu beigetragen, auch von den Kulturwissenschaften Antworten auf im schrecklichsten Sinn des Wortes »brennende« Fragen zu erwarten. Der gewaltsamen Geschehnisse und somit der Fragen sind mittlerweile unendlich mehr geworden.

Handlungsmöglichkeiten sind uns kaum gegeben, politische Antworten als befriedigende Lösungen von Konflikten lassen auf sich warten, somit kann sich in den Kulturwissenschaften nur eine Form von Betroffenheit artikulieren: Erklärungen zu suchen und zu vermitteln.

Gewalt als sozialwissenschaftlicher und rechtstheoretischer Terminus, der die Anwendung von physischem und/oder psychischem Zwang, die Herrschaft durch Gewaltausübung darlegt, Aggression hingegen als psychologisch und ethologisch erklärbares Verhalten, als affektbetontes Angriffsverhalten - dieses Begriffspaar Gewalt und Aggression wird nahezu synonym verstanden oder zumindest in engem Zusammenhang diskutiert. Interessant sind die wissenschaftlichen Erklärungsversuche zu Gewalt und Aggression. Hing Sigmund Freud noch der anthropologischen Überzeugung nach, wonach wir einer »unendlich langen Generationsreihe von Mördern« entstammen, denen, und vielleicht auch uns, die Mordlust »im Blut« liege, so hat sich der gegenwärtige Diskurs aus verschiedenen Konzepten entwickelt und ist auch keineswegs abgeschlossen.

Aggressives Verhalten sei als Ausdruck eines breiten Spektrums von Reaktionen gegen eine Vielzahl äußerer Verhältnisse anzusehen, dadurch leisten gesellschaftliche, kulturelle und politische Kräfte einen offensichtlichen Beitrag zu den Ursachen von Gewalt. Werden nun Aggression als sozialpsychologisches Phänomen und Gewalt als Produkt sozialen Lernens analysiert, so kann die öffentliche Diskussion weniger von der Frage der prinzipiellen Entstehung von Gewalt beherrscht werden, sondern müssen eher spezifische Ausformungen in den Mittelpunkt rücken.

Gewalt als gesellschaftliches Phänomen ist in personalen bzw. direkten und strukturellen Elementen erfahrbar. Dies zu betonen, erscheint besonders wesentlich, weil häufig die Kritik der Gewalt vor allem an der individuellen Gewaltausübung ansetzt, wodurch wesentliche Zusammenhänge ignoriert werden. Eine Kritik der Gewalt - Walter Benjamins Gedanken seien in diesem Zusammenhang erwähnt - lasse sich als die Darstellung ihres Verhältnisses zu Recht und Gerechtigkeit umschreiben. Gewalt im »prägnanten« Sinn des Wortes stelle eine wie immer wirksame Ursache erst dann dar, wenn in »sittliche« Verhältnisse eingegriffen werde. Letztere vermögen sich zu ändern, wie wir wissen, weshalb die Kritik heute vor allem bei der individuellen Gewaltausübung ansetzt. Dies wird auch an den Ergebnissen der Gewaltkommission bemängelt, die 1987 von der Bundesregierung der BRD eingesetzt wurde, um Analysen über spezifische Gewaltursachen zu erstellen. Die Kommission hat ihren Blick von vornherein auf individuelle Gewalt eingeeengt, wesentliche Zusammenhänge

sind ihr dadurch verschlossen geblieben. Auf diese Weise sollte wohl das Gewaltmonopol des Staates bzw. seiner Organe außer Frage gestellt werden. Gerade die letzten Ausschreitungen gegen Asylanten zeigen jedoch, daß diese Gefahr nicht von einer differenzierten Debatte über strukturelle Gewalt droht, sondern von anderer Seite.

Bislang befaßte sich die Volkskunde nicht sonderlich intensiv mit dem Thema Gewalt. Sieht man von Walter Hävernicks unzeitgemäßen Bemerkungen über »Schläge als Strafe« und Ingeborg Weber-Kellermanns engagierten Arbeiten zu Kinderstrafen ab, bleibt Gewalt höchstens als impliziter Teilaspekt diverser Studien, beispielsweise bei Rügebräuchen, Rassismus, Antisemitismus etc. Umso bedeutsamer erscheint es, daß der nächste DGV-Kongreß sich des vergessenen Themas annimmt, sich somit den verleugneten und tabuisierten Gewaltneigungen unserer Gesellschaft widmen und stellen will.

Explizit hat sich bisher vor allem die Frauenforschung innerhalb der Volkskunde dieses Phänomens angenommen, gehören Krieg, Gewalt und Macht doch zu den »klassischen« Themen der feministischen Forschung, als beherrschende Faktoren der hierarchischen Geschlechterverhältnisse: Gewalt als bestimmende Struktur des »männerschafflichen« Systems.

Nur einige Gedanken zum komplexen Themenbereich des vorliegenden Heftes sollten hier vorangestellt werden. Wir hoffen, im folgenden zu einer intensiveren Auseinandersetzung und möglichem Erkenntnisgewinn beitragen zu können.

Johnnes Moser

# Sexualität und Gewalt

## Gedanken zur symbolischen Wirksamkeit

*Elisabeth Katschnig-Fasch*

Angesichts einer vor Gewalt brennenden Welt mag es auf den ersten Blick harmlos erscheinen, in diesem Zusammenhang über die Wirkungsbeziehung zwischen Gewalt und Sexualität nachzudenken, über eine Beziehung, von der jedenfalls im allgemeinen Diskurs über Gewalt und Krieg nicht die Rede ist. Aber schon der zweite Blick hinter die Oberfläche der »Männersache Gewalt« legt den immanenten und unabdingbaren Zusammenhang frei.

Es ist auch keineswegs »feministische Überinterpretation«, die sexuelle Gewalt als den Rahmen des männerherrschaftlichen Systems, das durch Gewalt im allgemeinen gekennzeichnet ist, erkennt. So Thomas Wanger, wenn er der sexuellen Gewalt die religiöse und die politische Machtergreifung folgen läßt und allen drei systembegründenden und systemerhaltenden Formen engsten Zusammenhang attestiert.<sup>1</sup>

Es muß schon nachdenklich stimmen, daß sowohl die Thematik der Gewalt als konstitutives Element der Kultur einer Gesellschaft als auch die der Sexualität als Form des kulturell determinierten Umgangs von Männern und Frauen - miteinander und gegeneinander -, abgesehen von einigen bemerkenswerten Arbeiten in der »Frauenforschung« des Faches<sup>2</sup>, keine Fragen in der »etablierten« Kulturwissenschaft Volkskunde aufgeworfen haben. Nunmehr, so meine ich, kann sich auch der etablierte Blick unserer Wissenschaft nicht mehr länger davor ver-

schließen, jetzt gilt es, den Status des traditionellen Standortes einer Kulturwissenschaft zu verlassen, welche die Gewalt als individuelle Gegebenheit menschlichen Verhaltens verortet und sie so aus ihrem Kompetenzbereich verdrängt.

Seit der Aufklärung ist das Thema Gewalt tabuisiert. Erst durch die Ambitionen der an den Machtstrukturen der Gesellschaft interessierten Frauenforschung wird es, quasi aus einer universitären Nische heraus, in seinem elementaren Erklärungs- und Erkenntnispotential für kulturelle Formationen genutzt.<sup>3</sup>

Die Verbindung Sexualität und Gewalt ist weder eine pathologische noch eine individuell zufällige. Sie ist in unserem kulturellen Gefüge manifest. Die täglichen Zeitungsberichte sind nur ein erster trivialer Verweis. Ein zweiter ist die Sprache der Verdrängung und Tabuisierung selbst, ob die der Berichterstattung der alltäglichen sexuellen Gewalt an Frauen oder die der täglichen Kriegsberichte aus gegenwärtigem Geschehen in unseren südlichen Nachbarländern: Die dichte Verflechtung zwischen Geschehen und sexueller Gewalt ist in den unmittelbaren Ereignissen, aber auch in der Konnotation der Sprache unübersehbar.

In jedem Krieg werden Frauen vergewaltigt und verschleppt - als eingeschriebenes Recht der Eroberer. Ein Motiv, das schon in der antiken Mythologie die Grundlage von Stadt- und Reichsgründungen darstellt und das sich bis hin zur Eroberung der Neuen

Welt, wo von »jungfräulichen Kontinenten« die Rede ist, fortsetzt. Ein »Recht«, das bereits in der Sprache der simplen Liebeswerbung seine symbolischen Spuren zieht - bis hin zur immer wieder eingesetzten Einschüchterungstaktik und Demoralisierungspraktik, wo es als militärischer Usus am Gegner den Frauen als reale Erfahrung eingebrannt wird.<sup>4</sup> Der Körper der Frau wird immer wieder zur rituellen Hinrichtungsstätte des Feindes, zur Siegesparade des Überlegenen. Hier offenbart sich ihr zweifacher Tod, ihre zweifache Vergewaltigung, der ihrer Person und der ihrer symbolischen Bedeutung: sie wird als Besitz des Feindes zerstört. Die sexuelle Gewalt ist aber nicht nur eine »Botschaft unter Männern« in Zeiten kriegerischer Auseinandersetzungen<sup>5</sup>, sie ist es auch in der Kultur des Alltags der Geschlechterbeziehung. Nichts scheint anschaulicher und sicherer die Macht der einen über die anderen zu dokumentieren.

Wenn Rada Iveković in ihrer Analyse des Krieges in den auseinanderdriftenden Ländern des ehemaligen Jugoslawien von einer »Kultur des Todes«<sup>6</sup> spricht, wo Tod und Vernichtung einen festen Platz in der Zeit und im sozialen Raum sichern, erweitert sich dieser Gedanke auch auf die Geschlechterbeziehung in einem allgemeineren kulturellen Kontext. Gewalttätige Sexualität ist so gesehen auch Selbstlegitimation des Gewalttäters - ein symbolischer Mord, der den Aufstieg in der ontologischen Skala<sup>7</sup> sichert. Ohne Gewalt existiert der Sieger, seine »Männlichkeit« nicht.

Ein Zusammenhang, der sich also nicht nur in den Handlungen und Konflikten von Kriegsparteien zeigt, sondern sich auch in den Praktiken zur Sicherung der männlichen Ehre auf Kosten der weiblichen Schande in vielen rituellen Handlungen rund um die Annäherung der Geschlechter oder in Initiationsriten innerhalb unserer gegenwärtigen »friedlichen« Gesellschaft bestätigt.

Es ist, als ginge jede Identität immer durch den Anderen. Die männliche Identität bestätigt sich durch die weibliche Opferung, wie dies Klaus Theweleith an schier endlosen literarischen Beispielen bestätigt.<sup>8</sup> Daß dieses Phänomen ein unserer Kultur eingeschriebenes ist, läßt sich zwar seit der antiken Mythologie zumindest annehmen, daß Frauen jedoch spezifisches Opfer als Frauen sind, daß Auseinandersetzungen unter Völkern notwendigerweise zur sexuellen Gewalt gegen Frauen führen, daß nationale Konflikte damit immer zum regelrechten »Kampf der Ge-

schlechter« eskalieren, das ist ein Produkt der Moderne.<sup>9</sup>

Ich will hier nicht einer zugewiesenen Opferrolle der Frau das Wort reden, vielmehr Linien zu ziehen versuchen, die den Angriff auf Frauenleben als einen kulturellen Zusammenhang zwischen Gewalt und Sexualität begreifen lassen.

Historische Beispiele zeugen weniger als erwartet von einer wesensmäßigen Friedfertigkeit der Frau, wenn auch nirgends - von den mythischen Amazonen bis herauf zu den Weiberkriegen der Revolutionsjahre - von Angriffen auf die geschlechtliche Integrität des Mannes die Rede ist. Ihre Kämpfe mit Waffen, Heugabeln und Messern galten der Verteidigung des Lebens, der Sicherung des Überlebens und nicht der Eroberung.

Die endgültige Sexualisierung der Geschlechterverhältnisse am Beginn der Moderne hat die Verteilung entschieden. Sie hat den Frauen die

»Macht« genommen, das Wahl- und auch das Waffenrecht wurden ausschließliches Männerrecht.

Es ist unserer Kultur inhärent, daß die Begegnung zwischen Menschen, zwischen den einen und den anderen, immer eine Begegnung der Macht ist. Die Vernichtung und die Unterwerfung ist manifester sozialer Bestand, weil die Identität zu einem Kollektiv auf der Ausgrenzung der Anderen beruht. Die Identifikation mit dem höheren Symbolischen, das in unserer westlichen Gesellschaft ein männliches Symbolisches ist, schließt die Frau als das Andere aus. Ihre Identifikation mit der höheren Instanz inkludiert hingegen das Andere, da es die Identifikation mit dem genealogisch Anderen, dem nicht Weiblichen ist. Daß sich dabei immer wieder auch das Paradoxon offenbart, das Andere immer auch in Einem zu finden, das heißt, auch in sich selbst zu finden und es in sich selbst vernichten zu müssen, das Ich an die Stelle des Opfers treten zu lassen, ist die Logik des Todes in unserer Kultur. Je un-



## Kuckuck

schuldiger das Opfer, desto effizienter ist die Gewalthandlung. Im konkreten Sinne der sexuellen Gewalt - je unschuldiger die Frau, desto größer die männliche Ehre nach ihrer sexuellen »Eroberung«, der ihr symbolischer, ihr physischer oder ihr sozialer Tod sein kann.

Ist es die Abspaltung der Natur, ihre Zähmung durch Männerherrschaft, der den oft zitierten und spekulierten Neid auf die Gebärfähigkeit der Frauen endgültig kulturelle Manifestation verlieh?

Die Tat verschafft dem Gewalttäter einen höheren Status im symbolischen System. Nur der Held hat die Kraft zu töten, um etwas Neues, sich selbst zu gebären. Ich erinnere an ein in die Menschheitsgeschichte eingebranntes Ereignis - den Abwurf der Bombe auf Hiroshima, der die Akteure zum Ausruf »It's a boy« hinreißen ließ. Jener Augenblick, der Tod und Vernichtung brachte, war die Geburt eines Mythos, die Neugeburt der Männlichkeit, das Geheimnis der männlichen Selbstgeburt im Töten, geschützt und abgestützt durch Institutionen, durch Normen, die Gefühle und Mitleid ausschließen und die Taten der Gewalt entkriminalisieren.

Wie sehr dieser Zusammenhang Bestandteil des kulturellen Befundes, gesellschaftlicher (= öffentlicher) Selbstverständlichkeit ist, zeigt sich unter anderem in der ständig und scheinbar überall wiederholten Tatsache, daß Frauen, sollte ihre Vergewaltigung überhaupt an die Öffentlichkeit dringen, zunächst stets selbst die Schuld und die Verantwortung zu tragen haben. Die körperliche Gewalt in einer männerherrschaftlichen Gesellschaft gegen Frauen als die jeweils Andere - wobei dieses jeweils Andere auch ersetzt werden kann durch das Fremde an sich - bestätigt sich in den Institutionen (Parallelen zur immer stärker abgestützten Ausländerfeindlichkeit drängen sich auf). Diese suggerieren männliche Unabhängigkeit, das Sein unter sich, die Unabhängigkeit vor allem von der Frau, vom Mütterlichen, vom weiblichen Denken. Hierher reicht die Macht der Mütter nicht, um es mit Freud zu sagen, hier in den Institutionen wird Schutz und Unabhängigkeit versprochen.



Stefan Weber

Das Kennzeichen der Sexualität verspricht - wie überall - die Wiederholung von Gründungsmythen, aber ihre spezifische kulturelle Bedingung in unserer Gesellschaft ist ihre Rechtfertigung durch die Zerstörung. Die männliche Genealogie - als unsere allgemeingültige - negiert die weibliche, die mütterliche. In dieser symbolischen Bedingung stellen sich Macht und Herrschaftstrukturen stets neu her. Eine Sexualität ohne Gewalt gegen das Andere ist so im kulturellen System unserer Gesellschaft nicht möglich. Die sexuelle Gewalt findet im Willen des Gewalttäters ihre Rechtfertigung - und darin ähnelt sie in ihrer Struktur derjenigen des Krieges. So manifestiert der sexuelle Umgang quasi aus sich selbst immer wieder das Opfer. Daß dabei diese Opferung des Anderen - der Frau als dem Anderen - auch die eigene darstellt und somit eine mythische Glorifizierung erhält, führt beim weiblichen Geschlecht zweifellos durch die Glorifizierung der Niederlage zu einer beängstigenden Art von selffulfilling prophecy<sup>10</sup>. Der mythische Akt vollzieht und wiederholt sich also auf der körperlichen Ebene beider Geschlechter - einmal als Täter, einmal als Opfer.

Gehe ich davon aus, daß Macht nur durch die Bestätigung gegenüber einer anderen Macht agiert, dann muß ich, ohne die männliche Gewalt legitimieren zu wollen, freilich nach dem Anteil der »Opfer« an diesem Systemzusammenhang fragen. Die Impulse, die hinter der sexuellen Gewalt stehen, nähren sich von Bildern erotischer Unterwerfung, was - um es mit Simone de Beauvoir zu sagen - das entfremdete Streben nach Anerkennung in einer Geschlechterkultur ist, die anstelle der Freiheit die Gewalt setzt.

Diese Gedanken führen zu den unserer Kultur eingeschriebenen Problemen der geschlechtsspezifischen Abgrenzungsmechanismen.<sup>11</sup> Ein vielbeschriebenes Phänomen unserer Kultur ist jenes der Unfähigkeit, das Andere als ein autonomes existieren zu lassen. Ein Phänomen, dem die Geschichte des Abendlandes, die Geschichte des wissenschaftlichen Rationalismus und des Kolonialismus den Weg bereitet haben

und das in die größte historische Perversion der europäischen Menschheitsgeschichte führen sollte. Hier knüpfen sich die Fäden über Theorien Freuds bis hin zu Simone de Beauvoir, die die Akzeptanz einer anderen Person, sie gelten zu lassen, ohne sie auszulöschen, ohne uns dabei auch selbst auszulöschen, als einen der schwierigsten Prozesse unserer Kultur bezeichnen. Vielleicht ist es der unserer Kultur typische Individualismus, der das Gegenüber als nicht real erlebbar erscheinen läßt. So wäre die Gewalt, wie sie sich im Zusammenhang mit Sexualität äußert, auch als ein möglicher Ausdruck des Wunsches, diesen kulturellen Panzer zu sprengen, zu sehen.

Schon Hegel analysiert den Zusammenhang des Ringens um die eigene Identität und des Herrschaftstrebens als Herr-Knecht-Verhältnis (eine Analyse, auf die übrigens neuerdings im Diskurs um den Umgang mit Fremden häufig Bezug genommen wird): Danach will das Selbstbewußtsein uneingeschränkt sein, das Ich will uneingeschränkt bleiben, was nur auf Kosten des Anderen möglich ist. Der Mensch lernt, daß jedoch nur die Abhängigkeit ihm den Wunsch nach Anerkennung erfüllt. Ein unbewältigbares Problem. Wenn der Herr von seinem Knecht abhängig (durch Liebe, durch Anerkennung als Subjekt) wird, droht er sich selbst zu verlieren, denn der andere Mensch ist in unserer männerdominierten Gesellschaft, wie alles außerhalb des »Subjektes« Befindliche, immer »Objekt«. Hinter der ausübenden wie der erlebten sexuellen Gewalt verbirgt sich also die Angst vor der Unfähigkeit, sich selbst zu behaupten, die Angst vor der Einsamkeit und dem Verlassenwerden, vor dem Verlust des Anderen.

Die Verurteilung der kulturell determinierten sexuellen Gewalt ist zwar eine soziale Notwendigkeit, aber sie greift nicht weit genug. Gegenseitige Anerkennung der Autonomie - des anderen Geschlechtes oder der »anderen« Menschen - bedeutet eine symbolische Neugestaltung, was gerade vor den gegenwärtigen Ereignissen, die in Ängsten und Bedrohungen sich immer wieder ausleben und Mythen erneut abrufbar machen, keine Utopie einzeln mehr bleiben darf.

## ANMERKUNGEN:

- 1 Thomas Wanger, Männerherrschaft ist Krieg. Waffenkult und politischer Frauenausschluß. In: L'Homme. Krieg. 3. Jg. Heft 1/1992, S.45-63.
- 2 Hier soll vor allem auf die unter »Sittlichkeit und Moral« erschienenen Beiträge der Veröffentlichung der 2. Frauenforschungstagung in der DGV hingewiesen werden: Arbeitsgruppe volkskundliche Frauenforschung Freiburg. Frankfurt/ M. 1988. (Hg.) Frauennalltag - Frauenforschung. Beiträge zur 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der DGV, Freiburg, 22.-25. Mai 1986.
- 3 Zweifellos trug das Buch von Margarethe Mitscherlich »Die friedfertige Frau« entscheidend dazu bei, über das Verhältnis von Gewalt und den Geschlechtern nachzudenken. An dieser Stelle muß auch auf die Arbeit von Carola Lipp, Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Bühl-Moos/Baden-Baden 1986, hingewiesen werden, die durch detaillierte historische Recherche zeigen konnte, daß die Revolutionsgeschehnisse durchaus nicht allein Männersache waren, Frauen jedenfalls in der Lage zu bewaffneten Aktionen waren.
- 4 Susan Brownmiller, Gegen unseren Willen. Vergewaltigung und Männerherrschaft. Frankfurt 1978.
- 5 Claudia Opitz, Von Frauen im Krieg zum Krieg gegen Frauen. In: L'Homme. Krieg. 3. Jg. Heft 1/1992, S. 31-44.
- 6 Rada Iveković, Nation, Nationalität, Nationalismus. Zur Konstruktion des Anderen im nationalistischen Denken. Vortrag anlässlich des Symposiums »Nation und Vernunft« vom 6.-7. November 1992, veranstaltet von der Philosophischen Gesellschaft an der Universität Graz.
- 7 Rada Iveković, wie Anm. 6.
- 8 Klaus Theweleith, Das Buch der Könige. Bd 1: Orpheus und Eurydike. Frankfurt 1988.
- 9 Claudia Opitz, wie Anm. 5.
- 10 Rada Iveković, wie Anm. 6.
- 11 Die Wurzeln des Problems von Herrschaft und Abhängigkeit auf erotischem Gebiet sieht Jessica Benjamin im Mißlingen des Abgrenzungsprozesses: Vgl. J. Benjamin, Herrschaft Knechtschaft: Die Phantasie von der erotischen Unterwerfung. In: Elisabeth List und Herlinde Studer, Denkverhältnisse. Frankfurt 1989, S. 511- 538.

# GESCHLECHT UND WORT-GEWALT

Alwin Fill

Wort-Gewalt ist jede Art der Machtausübung, die sich in irgendeiner Form der Sprache bedient, wobei Machtausübung in einem weiten Sinn verstanden wird, der jeden Versuch der Überlegenheitsgewinnung, auch das Auferlegen von Zwängen und das Lächerlichmachen einschließt. Wort-gewalt kommt nicht nur zwischen den Geschlechtern vor, sondern auch zwischen Personen und Gruppen, die nach Alter, sozialer und beruflicher Stellung, Bildung, Religion, Hautfarbe etc. verschieden sind. In diesem Beitrag soll aber hauptsächlich jene Wort-Gewalt behandelt werden, die in der Beziehung zwischen den Geschlechtern eine Rolle spielt.

Wort-Gewalt läßt sich einteilen in diejenige, die in der Sprache schon »vorgegeben« ist, sozusagen *Strukturelle Wort-gewalt* (um einen Ausdruck Johan Galtungs zu verwenden), und diejenige, die vom Sprecher (auch Schreiber) ad hoc eingesetzt wird und hier *Okkasionelle Wort-gewalt* (oder *Personelle Wort-gewalt*) genannt werden soll (vgl. dazu Frank 1992:1 ff.). Die beiden Arten lassen sich natürlich nicht immer trennen, wie auch die folgende Erörterung zeigen wird.

## 1. Strukturelle Wort-gewalt

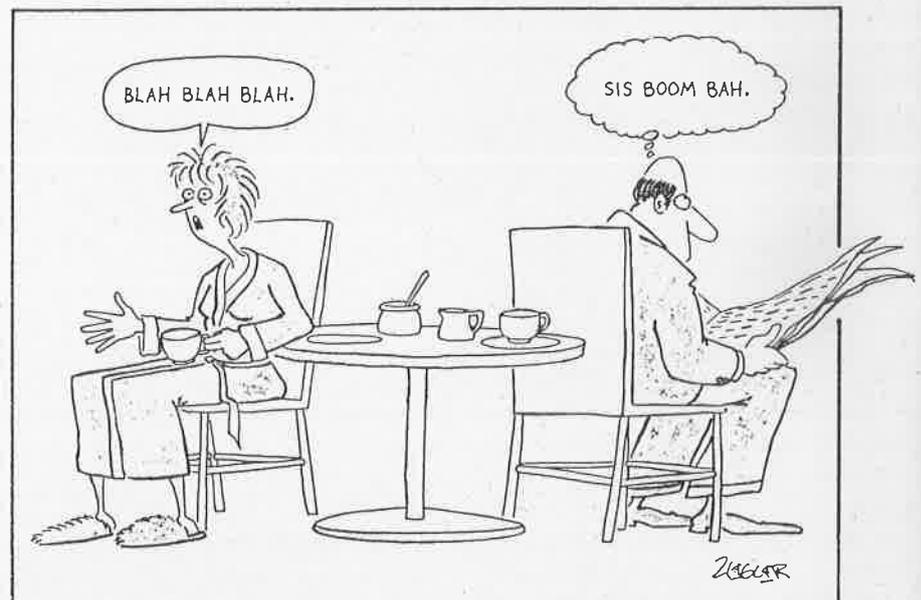
Strukturelle Wort-gewalt richtet sich hauptsächlich gegen Frauen: Durch schon vorgegebene sprachliche Strukturen und Bräuche werden sie vergessen, eingeschlossen und mitgemeint, abgewertet und verniedlicht, sexualisiert und materialisiert. Dies geschieht durch die *Sexismen* auf den Ebenen der Syntax, Wortbildung, Wortsemantik

und Phraseologie, z.B. durch »generic he« (invariantes *er*), Suffixe (-in, engl. -ette), semantische Abwertung der Frau, Anredeformen (*Miss, Mrs., Ms*), androzentrische Benennungen (*penetration*), stehende Wendungen (»er hat sie genommen«).

Strukturell ist auch, daß in manchen Gesellschaften (Zulu, Bengali) Teile der Sprache für Frauen tabu sind (Jespersen 1922, Trudgill 1974, siehe auch Holmes 1991). Es handelt sich darum, daß Frauen bestimmte Wörter, besonders Namen (z.B. der Schwiegereltern) nicht aussprechen dürfen, in manchen Fällen sogar alle Wörter mit Silben, die in diesen Namen vorkommen. Weniger bekannt ist, daß solche Tabus auch in »unseren« Sprachen bis vor kurzem bestanden und in vielen Fällen noch bestehen, nämlich in bezug

auf »anstößige« Wörter (z.B. die englischen »four-letter words«), die Männern zwar »covert prestige« (W. Labov) verschaffen konnten, für Frauen aber verboten waren. Die verschiedenen Zwänge zu Höflichkeit, Unbestimmtheit (»hedging«) und Emphase (*terribly nice*), die Lakoff (1975) beschreibt, gehören ebenfalls zu den strukturellen Phänomenen. Die Lösung von diesen Einschränkungen, die in den letzten Jahren z.B. in den angelsächsischen Ländern und in Deutschland zu beobachten ist, gehört zu den bemerkenswerten Begleiterscheinungen des Feminismus.

Die umgekehrten Zwänge für Männer (Dialektwörter, Bestimmtheit, Untertreibung und Litotes) sind in allen Fällen weniger einschränkend als die für Frauen.



## 2. Okkasionelle Wortgewalt/Personelle Wortgewalt

Okkasionelle Wortgewalt ist im Gegensatz zur strukturellen nicht schon in der Sprache vorgegeben, sondern kommt aus dem Verhalten und äußert sich lediglich in der Sprache. Sie manifestiert sich aber ebenfalls auf verschiedenen sprachlichen Ebenen und richtet sich wie die strukturelle meist gegen Frauen, aber auch gegen Sexualität im allgemeinen. Die Wortgewalt erfolgt dabei durch Ad-hoc-Metaphern, Pronomina, Konversationsverhalten/-strategien und Themenwahl, abwertende und androzentrische Texte, Lächerlichmachen durch Witze und scherzhafte Redensarten sowie durch Nicht-für-voll-Nehmen.

### 2.1. Metaphern

Während bei den sogenannten »anthropomorphen« Metaphern Übertragung vom Menschen auf Dinge geschieht (z.B. *Berggrücken*), drückt sich Wort-gewalt durch den umgekehrten Vorgang aus: Frauen werden mit Sachen oder Tieren verglichen und dadurch abgewertet und lächerlich gemacht. Einige dieser Metaphern sind bereits strukturell (*Schachtel*, *Henne*, *Kuh* etc.), andere werden ad hoc gebildet, z.B. »hübscheres *Material* für nette Spiele« (Rechtsanwalt J. Schriefl, November 1991). (Vgl. auch Frank 1992:137-142 über die »Loch-Metaphorik«).

Eine Abwertung der Frau geschieht auch in den häufigen Vergleichen von Frau zu Tier: *Elefantendame*, *Affenmädchen* etc., da jeder Vergleich auch in der Gegenrichtung wirkt. (Analoge Bildungen mit *-herr*, *-junge*, *-bursche* kommen kaum jemals vor). Diese Metaphern sind sicher »humorvoll« gemeint, es ist aber Humor auf Kosten einer bestimmen Gruppe von Menschen. (Die Frage, wie weit Humor gegen Gruppen gehen darf, gehört zu den wichtigen, noch zu wenig behandelten Problemen der Soziologie.)

Durch Metapher versachlicht wird auch in Wendungen wie »sich ein Kind anschaffen«, ebenso in »ausländerfrei« (in Deutschland zum »Unwort des Jahres 1991« gewählt).

Metaphorisch abgewertet wird häufig Sexualität als solche. Für den Sexualakt gibt es fast nur Euphemismen und lächerlichmachende Metaphern. (Bornemann zählt ca. 400 Wörter für Koitieren, vgl. auch Frank 1992:137). Bezeichnend ist, daß das englische Wort dafür als das schlimmste (und von Frauen zu vermeidende) Schimpf- und Fluchwort gilt (*fuck off, you fucking...* etc.). Es spiegelt sich hier in der Sprache die niedrige Stellung, die Sexualität in unserer Kultur besitzt: Die Sache und die Wörter dafür sind gleichermaßen anstößig; wenn überhaupt, dann darf nur lächerlichmachend oder metaphorisch darüber gesprochen werden. Die Zwänge, denen Menschen beim Reden (und Schreiben) über Sexualität ausgeliefert sind, gehören eigentlich zu den stärksten strukturellen Einschränkungen.

### 2.2. Gesprächsverhalten

Im Gespräch wird Wort-gewalt auf eine Reihe von Arten ausgeübt, die von Macht durch Lautstärke (Anbrüllen, Beschimpfen) bis zu subtileren Formen wie Scherzen reichen. Folgende Thesen können aufgestellt werden:

1. Männer reden mehr als Frauen. Diese Forschungserkenntnis, die der Volks(Männer)meinung widerspricht, betrifft vor allem öffentliche Situationen, Diskussionen etc. (siehe die Literatur in Holmes 1991:210).
2. Männer unterbrechen Frauen häufiger als umgekehrt. Diese von Zimmermann/West (1975) zum erstenmal aufgestellte und überprüfte Behauptung wurde in zahlreichen Untersuchungen bestätigt (siehe die Literatur in Holmes 1991:210).
3. Männer bestimmen die Themen eines Gesprächs, Frauen leisten die Gesprächsarbeit (Fishman 1978, Schoenthal 1985). Von Frauen vorgeschlagene Themen werden weniger häufig angenommen als von Männern eingebrachte. Frauen stellen Fragen, Männer erklären. Von Frauen gestellte Fragen werden oft nicht ernst genommen, sondern in einer »interpretierten« Form beantwortet (Beispiele unter 2.5.).

4. In gemischten Gruppen scherzen Männer mehr als Frauen, sie scherzen auch häufig auf Kosten der Frauen (Cosser 1960). Durch Scherzen wird oft (der Wunsch nach) Überlegenheit zum Ausdruck gebracht. Wenn über anwesende Personen gescherzt wird, so meist in der (Macht)hierarchie auf gleicher Ebene oder von »oben« nach »unten«.

Die hier dargestellten Thesen zur Machtausübung im Gesprächsverhalten werden von einer Reihe empirischer Arbeiten gestützt, die z.B. in dem Forschungsbericht von Schoenthal (1985) ausführlich besprochen werden. Allerdings beklagt Schoenthal die mangelnde Vergleichbarkeit der Untersuchungen und stellt fest: »Erforderlich sind deshalb: mehr und genauere qualitative Analysen, Arbeiten mit besser vergleichbaren Situationen... Unbedingt erforderlich erscheint es mir auch, die soziale Wahrnehmung der Analysierenden zu problematisieren, indem Personen verschiedenen Geschlechts die gleiche Situation analysieren.« (Schoenthal 1985:175). Zweifel an der These von Zimmermann/West äußert auch Frank (1992:29-36), der eine Reihe weiterer Untersuchungen vorlag. Individuelle Faktoren und solche des Gesprächsthemas sind möglicherweise stärker als solche des Geschlechts.

### 2.3. Abwertende und androzentrische Texte

In religiösen, wissenschaftlichen und literarischen Texten werden häufig Frauen einseitig (klischeehaft) dargestellt und lächerlich gemacht oder es werden überhaupt nur Männer als Adressaten angesprochen. Beispiele dafür wurden bereits in Fill (1990) gegeben (»Wer ein holdes Weib errungen/stimme in den Jubel ein... Alle Menschen werden Brüder...«; »Heimat bist du großer Söhne...«, »Du sollst nicht begehren deines nächsten Weib...«). Weitere Beispiele für dieses Nichtvorhandensein weiblicher »Empathie« finden sich bei Pusch (1984) und Wodak et al. (1989:73 f.). Die Machtausübung besteht hier darin, daß eine Welt geschaffen wird, in der Frauen keine oder eine untergeordnete Rolle spielen. Viele dieser Texte sind



Alois Waclik

nicht absichtlich (Paula von Preradovic!), sondern nur gedankenlos sexistisch, was aber ebenso betrüblich ist.

In den von Männern gemachten literarischen Texten spielt die Frau die Rolle, wie sie von Alfred Doolittle in *My Fair Lady* besungen wird:

*The gentle sex was made for man to marry, To share his nest and see his food is cooked. The gentle sex was made for man to marry - but With a little bit of luck, With a little bit of luck, You can have it all and not get hooked.*

(Die Sexismen in diesem Musical - manche davon ironisch - und der Vergleich mit dem Stück von G. B. Shaw wären eine eigene Untersuchung wert! Titel: »Eliza! Where the devil are my slippers?«)

## 2.4. Humor auf Kosten von Frauen

Schon Coser (1960, siehe oben) hat die subtile Macht beschrieben, die durch Scherzen über Anwesende ausgeübt wird. Weniger subtil kommt diese Macht im Erzählen von Witzen auf Kosten Anwesender zu Ausdruck.

»Eine Frau gibt einen für Männer peinlichen Witz zum besten. Die Frauen grölen, und die Männer lachen ein bißchen gequält mit, um nicht als Spielverderber zu gelten.« Diese Situation kommt praktisch nur in ihrer Umkehrung vor. Kotthoff (1988:23) hat sie erfunden, um zu zeigen, daß »Humor, Witzeerzählen und Lachen viel mit Geschlechterrollen und mit Macht zu tun« haben und daß diese Macht meist einseitig ausgeübt wird. Durch Humor und Witzeerzählen versuchen Männer jene Macht zu bekommen, die sie gern »im Ernst« hätten. »Männer mit sexuellen

Ängsten werden im Witz aggressiv, Frauen nicht.« (Kotthoff). Männer suchen eine Möglichkeit, über das wovon sie Angst haben zu reden: Diese Möglichkeit bietet der Witz.

Auch viele witzig gemeinte, zwischen Männern gebräuchliche Redensarten wenden sich auf schlimme Weise gegen Frauen (»Gott erhalte mir meinen Humor und die Arbeitskraft meiner Frau«, »Grüß mir deine Frau und meine Kinder!«, »Ich brems auch für Frauen« als *Auto-sticker*); sie sind ebenfalls nur erklärlich als Versuch der Männer, eine Überlegenheit, die sie sich wünschen, aber nicht haben, wenigstens im Scherz vorzutäuschen (vgl. auch den »witzig« gemeinten *rhyming slang* Ausdruck für *wife!*).

## 2.5. Nicht-für-voll-Nehmen

Eine Art der Machtausübung durch Sprache kommt auch zum Ausdruck, wenn Männer zu Frauen reden, als ob diese kleine Kinder wären, denen alles erklärt werden muß. Ein sehr eindrucksvolles Beispiel dieser Redeweise geben Wodak et al (1989:67-69). Ein Richter behandelt hier eine an einem Verkehrsunfall beteiligte Frau wie eine völlig Unwissende, z.B.:

Richter: »Jedes Fahrzeug hat ein Lenkrad. Ja? Wenn man daran dreht, so ändert sich die Richtung, ja? Wenn's nicht kaputt ist. Wenn man dieses Ding bewegt, so nennt man das 'Auslenken'. Kurz gesagt, verstanden, ja? ... Rüber nach links gehts links, nach rechts gehts rechts ... Haben Sie gekurbelt mit dem Rader!«

Wenn in diesem Beispiel der Mann seine soziale und berufliche Stellung ausnützt, um Wort-gewalt auszuüben (siehe dazu auch die Beispiele in Trömel-Plötz hg. 1984, besonders das Kapitel »Gespräche in der medizinischen Praxis«!), so kommt das Nicht-für-voll-Nehmen oft genug auch zwischen sozial Gleichgestellten vor, etwa von Kollege zu Kollegin, oder zwischen Ehemann und Ehefrau (vgl. auch die Anreden »Kleine«, »Süße«, den positiv besetzten Ausdruck »Kindfrau«, »galantes« und »kavalierhaftes« Reden [Die Wahrheit ist den Frauen *nicht* zumutbar!] etc.).

Die folgenden Beispiele sind aus Tannen (1990:289) übersetzt:

*Ehefrau: Wann beginnt das Konzert?*  
*Ehemann: Du mußt um halb acht fertig sein.*

*Ehefrau: Wieviele Leute kommen zum Abendessen?*  
*Ehemann: Keine Angst, es wird für alle reichen.*

Tannens Kommentar: Der Mann glaubt zu wissen, warum die Frau die Frage stellt und nimmt ihr die Arbeit des Schlüsseziehens ab. Er merkt nicht, daß er die Frau dadurch erniedrigt.

Wort-gewalt geschieht, wie schon zu Anfang gesagt, nicht nur gegenüber Frauen, sondern auch gegenüber Angehörigen (beiderlei Geschlechts) von Minderheiten, von bestimmten Rassen und sozialen Gruppen. Daß sie aufgezeigt und angeprangert werden muß, steht außer Zweifel. Es gilt hier, was Luise Pusch (1984:83) zu Sexismen in Sprache und Realität sagt: Natürlich sind sprachliche Sexismen ein Symptom einer zu ändernden *Realität*, natürlich soll die Welt verändert werden, damit sie nicht mehr vorkommen, aber Sprache ist auch Teil der Wirklichkeit und bietet obendrein einen Ansatzpunkt zur Veränderung, der sich unmittelbar auf das Denken auswirkt.

## LITERATUR:

Coser, Rose (1960), »Laughter among Colleagues«, *Psychiatry* 23, S.81-95. (In deutscher Übersetzung unter dem Titel »Lachen in der Fakultät« in Kotthoff (hg. 1980), S.95-120.)

Fill, Alwin (1990), »Geschlecht und Sprache«, in: Walter Pieringer und Brigitte Verlic (hg.), *Sexualität und Erkenntnis*, (Graz: Leykam), S.43-54.

Fishman, Pamela (1978), »Interaction. The work women do«, *Social Problems* 25, S. 397-406.

Frank, Karsta (1992), *Sprachgewalt: Die sprachliche Reproduktion der Geschlechterhierarchie*. Tübingen: Niemeyer.

Holmes, Janet (1991), »Language and Gender«, in: *Language Teaching* (hg. Valerie Kinsella und Jenny Pugsley), Cambridge, S.207-220.

Jespersen, Otto (1922), *Language, its Nature, Development and Origin*. London.

Kotthoff, Helga (hg. 1988), *Das Gelächter der Geschlechter*. Frankfurt/M.

Lakoff, Robin (1975), *Language and Woman's Place*. New York.

Pusch, Luise (1984), *Das Deutsche als Männer-sprache*. Frankfurt/M.

Schoenthal, Gisela (1985), »Sprache und Geschlecht«, *Deutsche Sprache* 13, S.143-185.

Tannen, Deborah (1990), *You Just Don't Understand. Women and Men in Conversation*. New York.

Thorne, Barrie und Nancy Henley (hg. 1975), *Language and Sex: Difference and Dominance*. Rowley (Mass.).

Trömel-Plötz, Senta (hg. 1984), *Gewalt durch Sprache. Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen*. Frankfurt/M.

Trudgill, Peter (1974), *Sociolinguistics: An Introduction to Language and Society*. Harmondsworth.

Wodak, Ruth, Florian Menz und Johanna Lalouschek (1989), *Sprach-barrieren. Die Ver-ständigungskrise der Gesellschaft*. Wien: Zeitschriftenverlag.

Zimmerman, Don und Candace West (1975), »Sex roles, interruptions and silences in conversation« in: Thorne/Henley (hg. 1975), S.105-129.



Alois Waclik

# Frauensprache im Frauenhaus

Cécile Huber

»Den männlichen Herrschafts- und Überlegenheitsansprüchen läßt sich wirksam nur durch eine grundlegende Änderung des traditionellen Arrangements der Geschlechter, der privaten Lebensformen und der Denkgewohnheiten einer Kultur, die sich als männlich imaginiert, begegnen.«<sup>1</sup>

Elisabeth List

Der vorliegende Artikel bezieht sich auf eine soziolinguistische Studie, die im Rahmen einer universitären Lehrveranstaltung zur »Frauensprache« im WS 91/92 initiiert wurde und deren Ziel es war herauszufinden, *was uns die Sprache der Frauen im Frauenhaus zu vermitteln und zu sagen hat.*

## 1. Patriarchaler und soziokultureller Kontext

Eine wesentliche Funktion von Sprache besteht in der Vermittlung von vorgegebenen kulturellen bzw. ideologischen Kategorien (vgl. Eco: 1977; Barthes: 1983), die als Organisations- und Orientierungskriterien das jeweilige Weltbild einer Gesellschaft (vgl. Whorf: 1956) tradieren. Dieses Weltbild wird von den GesellschaftsmitgliederInnen im Laufe des Sozialisationsprozesses unbewußt und bewußt erlernt, reproduziert und je nach Macht- und Denkverhältnissen modifiziert (vgl. Huber: 1991).

In unserer patriarchalen Gesellschaft sind die Geschlechterverhältnisse von asymmetrischen, hierarchischen makro- und mikrosozialen bzw. kulturellen, ökonomischen und linguistischen

Strukturen und Funktionen geprägt und gekennzeichnet. Die feministische Perspektive definiert Sexismus als grundsätzliche gesellschaftliche und geschlechtsspezifische Diskriminierung der Frauen, als prinzipiellen Ausdruck und als Mittel von männlicher Herrschaft und Gewalt. Der patriarchale Kode umfaßt und drückt sich in der verbalen und nichtverbalen Dominanz der Männer aus. Diese Gewalt nimmt eine strukturelle, institutionalisierte, internalisierte Form an, die die Geschlechterbeziehungen steuert. Dazu Barrie Thorne und Nancy Henley:

»- the fact of male dominance - built into the economic, family, political, and legal structures of society - is also central to language and speech. Language helps enact and transmit every type of inequality, including that between the sexes; it is part of the 'micropolitical structure' (Henley, 1973: 74) that helps maintain the larger political-economic structure.«<sup>2</sup>

*Familiäre Gewalt* ist nur eine - wenn nicht die wesentlichste Form - der vielfältigen männlichen Gewaltformen. Warum?

Als kultureller und politökonomischer Grundstein jeder menschlichen Gemeinschaft erweist sich die *Familie als Musterbeispiel* und reproduktive *Keimzelle* der in einem gegebenen System gültigen sozialen und sprachlichen Konventionen (vgl. Benard/Schlaffer: 1978; Simon/Spörk/Verlic: 1990). Aufgrund eines auf geschlechtsspezifischen und linguistischen Merkmalen durchgeführten Vergleichs der sozialen Beziehungen innerhalb unserer westlichen patriarchalen und der melanesischen matrilinearen Familienstruktur auf den Trobriandinseln konnte Malinowski zeigen, wie unterschiedlich (und relativ!) die Erfahrungen von Liebe, Sexualität, Tabu und Gewalt im situativen Kontext der Familie sein können. Zum väterlichen Rollenbild schreibt Malinowski, daß:

»der Vater in unserer Gesellschaft, ohne Rücksicht auf Nation oder soziale Klasse, sich eines patriarchalischen Zustandes erfreuen kann. Er ist das Haupt der Familie, er ist maßgebend für die Abstammung, und er ist auch der wirtschaftliche Versorger. Ein absoluter Herrscher in der Familie, kann er leicht zum Tyrannen werden, was zur Ursache von allerlei Reibungen wird zwischen ihm auf der einen Seite und Weib und Kindern auf der anderen Seite. Die Einzelheiten hängen sehr vom sozialen Milieu ab«. Und weiter: »Wenn der Vater müde von seiner Arbeit heimkehrt, oder betrunken aus dem Wirtshaus, läßt er seinen Verdruß an der eingeschüchterten Familie, an Frau und Kindern aus«.<sup>3</sup>

Die Entstehung und rasche Verbreitung von Frauenhäusern in vielen westlichen Ländern zeigt, daß familiäre

Gewalt keine landesspezifische oder schichtbedingte Erscheinung ist; sie betrifft, wenn auch in unterschiedlichen Formen, Frauen aller Länder und aller Milieus, da sie *systemimmanent* ist. Die Wechselwirkungen zwischen männlicher Gewalt in der Familie und den kulturellen und sozialökonomischen Umständen wurden anhand zahlreicher Studien im letzten Jahrzehnt international belegt. Für den Raum Graz-Steiermark wurden sie von Agnes Kurtz ausführlich untersucht und in der sehr detaillierten und informativen Studie »Gewaltige Verhältnisse - Arbeitsbedingungen und familiäres Klima«<sup>4</sup> hervorgehoben. Ich möchte hier nur einige dieser Komponenten erwähnen.

Es sind unter anderem: die Familienstruktur, der Familienstand und die Wohnsituation, die traditionelle Vorstellung zu Geschlechtsrollen in Beruf, Ehe und Familie, die begrenzten Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten, die belastenden Arbeitsbedingungen bzw. die Arbeitslosigkeit des Ehemannes, die finanziellen und psychischen Schwierigkeiten, die problematische Kinderbetreuung und last but not least ein immer noch »großzügiges« Rechtssystem, was die Sanktionen zur Frage Gewalt gegen Frauen und Kinder anbelangt.

Das Wesen und die Funktion der Frauenhäuser ist symptomatisch für die von Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen gekennzeichnete soziokulturelle und ökonomische Lage der Frauen im patriarchalen System. Frauenhäuser sind einerseits ein konkreter Beweis der - unter Umständen - horrenden materiellen und emotionalen (Miß)Verhältnisse zwischen den Geschlechtern im Rahmen der auseinanderfallenden Institution der Familie (jede dritte Ehe in Österreich wird geschieden!), aber auch in »alternativen« Formen des Zusammenlebens und der Geschlechterbeziehungen (»wilde Ehe«, Lebensgemeinschaft...).

Frauenhäuser sind andererseits ein Beweis dafür, daß Frauen sich selbst helfen können, wenn sie bewußt und zielstrebig gemeinsam handeln, da sie dann in der Lage sind, sowohl ihre individuellen als auch manche gesellschaftlichen frauendiskriminierenden

Verhältnisse zu überwinden und zu modifizieren.

## 2. Frauensprache im Frauenhaus

Die Sprache, die wir im Frauenhaus gehört haben, ist keine theoretische Sprache oder Metasprache; es ist die Sprache des Alltagslebens von Frauen: wie und was sie denken, wie und was sie fühlen, wie und warum sie so handeln, wie sie eben handeln. Unter den von ihnen geschilderten Umständen würde ich sagen, daß dies die Sprache ihres Alltagsüberlebens ist.

Die Sprache der Frauen bezieht sich unter anderem auf ihre Vergangenheit in Form von Erzählungen, die auf explizite und implizite emotionelle Weise biographische Lebensausschnitte und Gewalterfahrungen im Familienleben thematisieren, weiters auf ihre Gegenwart und die spezifischen Erfahrungen im Rahmen des Frauenhauses sowie auf ihre individuellen Zukunftsperspektiven.

### Der situative Kontext

Zum Einblick in den situativen Kontext und zum allgemeinen Verlauf unserer Gespräche werden in der Folge einige Zitate aus unserem Protokoll zur Studie entnommen:

*»Im Großen und Ganzen möchten wir die Frauen erzählen lassen, um überhaupt Einblick in das Leben von Frauen zu gewinnen, die nach erlebter schwerster physischer und psychischer Gewalt oft unter Bedrohung ihres Lebens in der 'Zufluchtstätte' Frauenhaus leben.«*

*»Ungefähr acht Frauen redeten, sprudelten, erzählten, genossen den von uns mitgebrachten Kuchen und das Tiramisu... Nach dem Einstieg nahm eine Frau von selbst das Wort: 'ja, also dann fang i amal an...'; dann ging es weiter, die Frauen waren nicht mehr zu stoppen; erst nach drei Stunden verabschiedeten wir uns.«*

Die Anwesenden waren also an keine formellen Gesprächsregeln wie z.B. das geregelte Turntaking (SprecherInwechsel) gebunden. Dies führte zu Überschneidungen, die unsere Transkriptionsarbeit zum Teil erschwerten;

es hatte dennoch den Vorteil, daß die Frauen freiwillig das Wort ergreifen konnten, wenn sie uns spontan etwas mitteilen wollten und sich in ihren Schilderungen zustimmen, ergänzen oder auch differenzierte Meinungen äußern konnten.

### Die Sprache: eine gesprochene Sprache

Im Gegensatz zu den polierten, leicht lesbaren und zum Teil ins Hochdeutsche übersetzten Versionen (vgl. Lindner, 1992: 68) der Frauenaussagen, die in anderen Studien festgehalten wurden, ziehe ich es vor, die authentische Version unserer Informantinnen wiederzugeben, und zwar aus verschiedenen Gründen:

Zunächst manifestiert sich die *soziokulturelle Identität der Betroffenen* in dem - wenn auch idiolektalgefärbten - Gebrauch des steirischen Dialekts bzw. der Umgangssprache, die als eindeutiges Merkmal auf ihre Zugehörigkeit zum ArbeiterInnenmilieu hinweist. Ich möchte aber den aus dieser Tatsache oft gezogenen Fehlschluß vorwegnehmen, daß familiäre Gewalt ausschließlich in dieser sozialen Gruppe anzutreffen sei. Diese Variante ist außerdem eine klare Andeutung für den informellen Kontext unserer Gespräche bzw. die sehr offene und vertrauensvolle Einstellung der Betroffenen uns gegenüber.

Im weiteren interessieren die kommunikativen Mittel, die der *Mitteilung von Emotionen und Gefühlen* dienen. Jene gehören sowohl den Domänen der Körpersprache (Gestik, Mimik, Körperhaltung) als auch der Sprache an, obwohl letztere im Rahmen der Sprachwissenschaft bis vor kurzem eher vernachlässigt wurden (vgl. Fiehler, 1990: 14). Zahlreiche und unterschiedliche linguistische und paralinguistische Begleiterscheinungen konnten in den Frauenaussagen hervorgehoben werden. Diese sind:

- Affektlaute wie Lachen, Stöhnen oder Interjektionen wie »ach! mein Gott na!«
- Stimmhöhe und Stimmodalitäten: zitternde, scharfe Stimme, Lächeln in der Stimme

## Kuckuck

- Betonungsphänomene oder Emphase
- Expressive Dehnungen wie »waaaas«, »rrrauss«
- Sprechgeschwindigkeit und Sprechstil: Stakkato, silbentrennendes Sprechen wie »un-mö-glich«
- Andere Auswirkungen von Emotionen auf die verbale Planung, die sich in Phänomenen wie Stocken, Abbrüchen, Neuformulierungen, Wiederholungen, Satzbrüchen und Stottern niederschlagen (vgl. Fiehler, 1990: 168-170).

Diese Begleiterscheinungen sind ein eindeutiger Hinweis auf den massiven Einfluß von expliziten und/oder impliziten Emotionen und Gefühlen von Angst und Furcht, von Wut und Verwirrung, von Hilf- und Aussichtslosigkeit und Gleichgültigkeit, die in ihrem spezifischen Kontext als Reaktionen und Auswirkungen auf perverse, sadistische und bestialische männliche Angriffsformen hindeuten.

Schließlich konnten wir trotz der offenen und vertrauensvollen Einstellung der Betroffenen dennoch individuelle Unterschiede und Grenzsetzungen in der verbalisierten Wiedergabe von Gewalterfahrungen feststellen. Diese sind Beispiele konkreter *individueller Tabuswellen* der - in unserer Kultur - üblicherweise vermiedenen Thematisierung von Gewalt bzw. sexueller Gewalt. Hierzu Agnes Kurtz:

»Unangenehme Erinnerungen werden im allgemeinen sprachlich verschleiert. So verbergen sich hinter den Worten 'Streit' oder 'Wickel' oft tiefe, lebensbedrohliche Gewalterfahrungen. Alle Frauen und ein Teil der Kinder wurden entweder körperlich, seelisch, sexuell oder materiell unter großen Druck gesetzt.«<sup>5</sup>

Schimpfwörter, die eine Frau wiedergibt, werden z.B. von einer anderen vermieden:

»I woa die größte Hur von durt und von do und des woa wurscht wos woa und do woarn Sochn de überhaupt net gstimmt hobn...«

»Na, da fallen die größten Schimpfwörter, du wannst keine Chance hast,

würd die Aussage dann garnet wiederholen, weils garnet spruchreif auf a Band is, also (und lacht)«.

### Der Ort

Frauenhäuser sind ein Ort für mißhandelte Frauen und ihre Kinder, die sonst keine andere Möglichkeit haben, sich vor der männlichen Gewalt zu schützen und sich - außer medikamentös - von ausgelösten Depressionen, Verzweiflung und/oder Selbstmordgedanken zu befreien.

»... weil von Terror und von Türen eintreten und Morddrohung bleibt ja aufrecht, net - der Fall is ja mit dem nicht gelöst - aber i bin froh, daß es so a Haus hier gibt, weil sonst würd ich auf da Stroßn gehen oder miaßat gehn auf die Caritas am Bahnhof schlafn, obwohl i eine eigene Wohnung hob...«

»Du kannst gar nichts tun - du kannst di grün und blau ärgern, du kannst di in a Winklerl setzen und heulen, sagen i wüll nimma mehr, oda du kannst sogn - (seufzt) so is das Lebn und machts weiter - und i glaub, die dritte Entscheidung is imma noch die bessere als wie die andern - weil wos hob i davon, wenn i mi umbring, was hob i davon, wenn i mi im Winklerl geh und nur heule.«

Es ist der Ort, wo Frauen, nach dem jahrelangen Totschweigen ihrer Gewalterfahrungen, plötzlich darüber sprechen dürfen und sogar angehört, ernst genommen werden, wo ihnen geholfen wird. *Sprechen heißt Handeln*. Dieses Sprechen bedeutet, sich von den verdrängten demütigenden Erfahrungen zu befreien, das Ausbrechen aus den starren Familienschranken und den ersten Schritt zur Überwindung von Resignation, also den ersten Schritt zu Widerstand.

»Zwanzig Jahre, zwanzig Jahre bin ich verheiratet und des mach ich schon des längeren mit - seit meinem sechszehnten Lebensjahr, mein Mann hat mich gstochn mitm Messa - und is ein Jahr gessen - und i hab eh Wunden, des is wurscht, aba - i vertrog mi mit meim Mann ne mehr - deswegn bin i do, hier...«

Die Mehrheit der Informantinnen begrüßt und anerkennt deshalb das Frauenhaus als positive Einrichtung:

»I was net, wies vorher ausgschaut hat oda nacher ausschaut (lacht) - des kann i net garantieren, aba des was i da gsehen hab, kann i nur sagen, supa, von den Betreuerinnen angefangt bis zu den Mitleidenden oda ?«

»Jo wie sull ma sogn, muß ma echt froh sein, daß so a Haus gibt in der Situation, wies dann immer bist...«

Dennoch scheint eine Frau sich zu schämen, »da gelandet« zu sein:

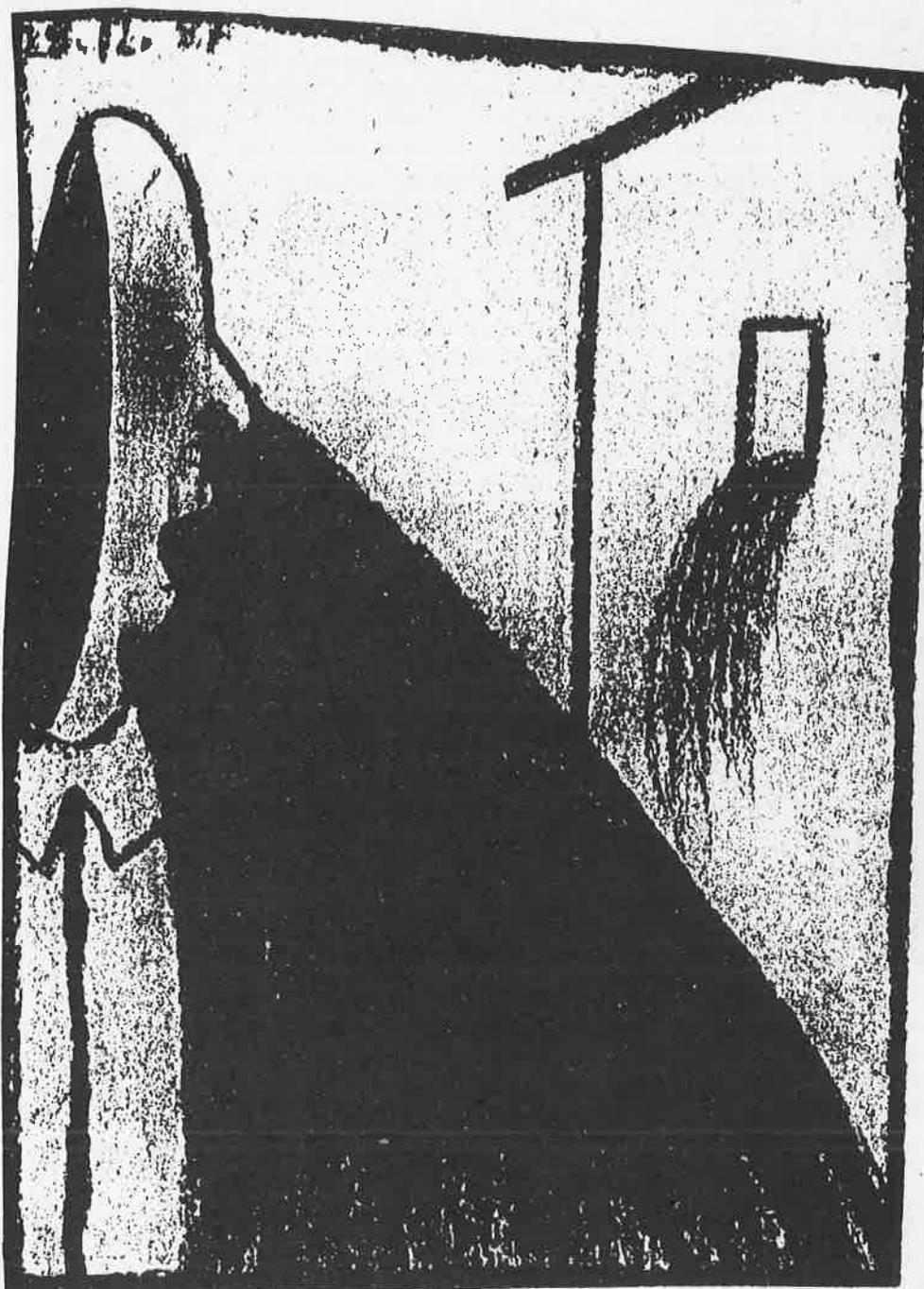
»Des war halt a Katastrophe - wi i da glandet bin, hab i ma dacht, so und jetzt gibts nix mehr - gipfelweiß - also von mia aus - wars Verzweiflung -und - a Wahnsinn, na - i was net - i hab da - ganz a anderes Empfinden - wie die Frauen, die was jetzt gsprochn ham - die sogn, die gehn ins Frauenhaus und des is anfach doll und - i möcht nimma - also muaß sogn, hab des ganz anders empfunden, also i hab ma gedocht, ja jetzt - das ist die letzte Station, i renn nur mehr davon und huck mit meiner Toschn in da Hand (lacht) - also so ähnlich na ...«

### 3. Frauenhaus - Frauenräume - Affidamento

Frauenhäuser sind ein Beispiel der vielfältigen, von und für Frauen geschaffenen Räume, wo sie Widerstand entwickeln, wo ihre Selbstfindung ermöglicht wird und zur Geltung kommen kann. Zur Definition von Frauenräumen möchte ich Maya Nadig zitieren:

»Mit Frauenräumen meinen wir immer außerfamiliäre Gruppierungen von Frauen. Diese Frauenräume reichen von den familiennahen, informellen und formellen Gruppen bis zu den auf nationaler Ebene institutionalisierten Frauenräumen, die direkt oder indirekt Einfluß auf die Öffentlichkeit und die politischen Entscheidungszentren auszuüben suchen.«<sup>6</sup>

Im Frauenhaus geht es den Frauen darum, *neue Lebenszusammenhänge und -inhalte, die auf feministischen Prinzipien basieren*, zu ermöglichen und in Frauenbeziehungen zu verwirklichen. Dies ist im weitesten Sinn unter Affidamento zu verstehen.<sup>7</sup> Die Prinzipien sind unter anderem: das Gleichheits-



Max Neumann

## Kuckuck

prinzip, Unterstützung, Solidarität, Selbsthilfe, Selbstbestimmung und Autonomie.

*Das Gleichheitsprinzip* bedeutet keine ideologische Diskriminierung. Alle Frauen werden gleich behandelt und sollen sich gegenseitig respektieren, unabhängig von ihrer Rassen- und Klassenzugehörigkeit, religiösem Bekenntnis und/oder sexueller Anschauung. Zum Anteil der ausländischen Frauen im Grazer Frauenhaus schreibt Agnes Kurtz:

»Im Vergleich zu Wien ist der Anteil der ausländischen Frauen im Frauenhaus Graz gering, 6,8% gegen 14,2% in Wien. Gastarbeiterinnen, Frauen aus der dritten Welt und aus Osteuropa sind von vielen Sozialleistungen ausgeschlossen. Sie müssen oft große Verständigungsprobleme und viele bürokratische Hürden überwinden.«<sup>8</sup>

Das Gleichheitsprinzip ist dennoch nicht in allen Ländern eine Selbstverständlichkeit. In einem Bericht über Frauenhäuser in Großbritannien stellt Gill Hague fest:

»Wie bei anderen Gruppen der weißen Frauenbewegung hat es auch bei der Frauenhilfe gedauert, bis sie sich mit den Problemen schwarzer Frauen auseinandersetzte; in einigen Zufluchtstätten beschäftigen sich die Frauen erst jetzt damit. Wegen dieses Versäumnisses haben sich schwarze Frauen entschlossen, eigene, separate Zufluchtstätten einzurichten. [...] Dazu gehören Zufluchtstätten und sichere Häuser, welche die Bedürfnisse von Asiatinnen berücksichtigen und von Asiatinnen betrieben und geleitet werden. Von Frauen in Zufluchtstätten wird erwartet, daß sie sich gegen alle antilebischen Äußerungen und Haltungen einsetzen - in ihrer Zufluchtstätte selbst, in ihrer Gruppe - und in der Gesellschaft allgemein.«<sup>9</sup>

Einerseits erweist sich die *Unterstützung und Solidarität* von den *Mitarbeiterinnen* in Form von Gesprächen, Informationen und Aufklärung in Hinblick auf die Rechte und Ansprüche der Frauen in unserem Rechtssystem - z.B. in bezug auf Eheleben, Scheidung, Kinderaufsicht, Eigentum, Arbeit und

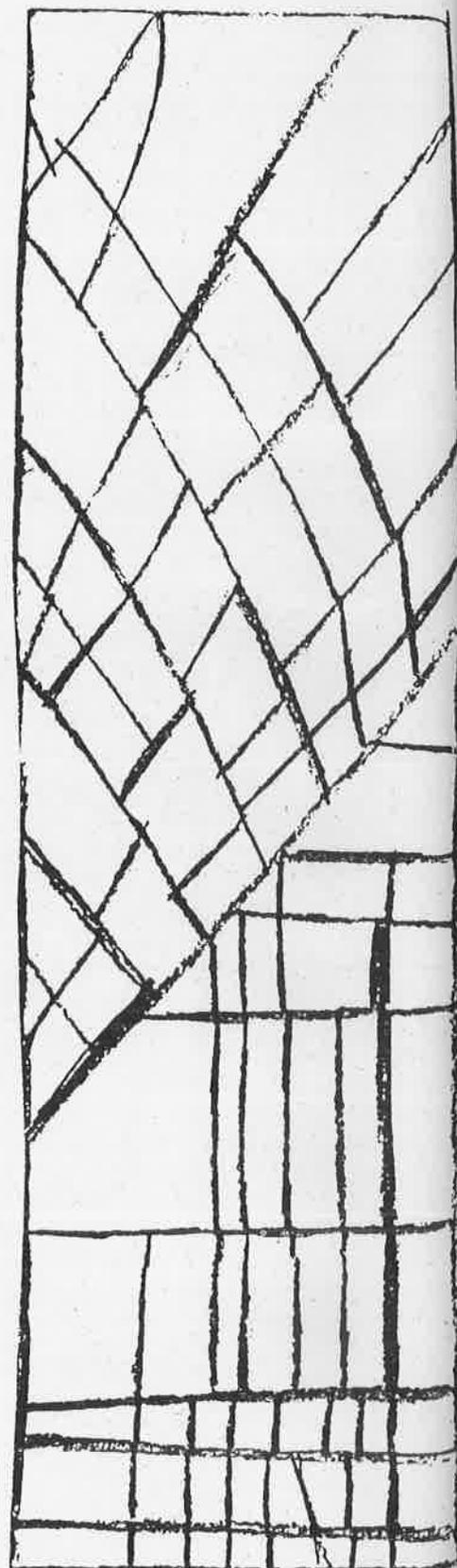
Wohnungssuche usw. - als bedeutsam. Diese wertvolle Hilfe mündet nicht in Abhängigkeitsverhältnissen, sondern in Anerkennung und Dankbarkeit, da diese Hilfe den Weg der Frauen zur Selbsthilfe vorbereitet und bedeutet.

Andererseits gilt die Unterstützung und Solidarität der *Betroffenen* in den Selbsterfahrungsgesprächen, die zur Erkenntnis einer allen Betroffenen gemeinsamen Situation führt und wo die individuellen Probleme eine *kollektive, frauenspezifische Dimension* erhalten. Durch diese Erkenntnis wird der Abbau von Schuld- und Schamgefühlen gefördert, die die Frauen in ihrer Situation zum Teil gelähmt hatten. Abgeblockte psychische und physische Energie wird frei, um in das aufzubauende Selbstbewußtsein kanalisiert zu werden. Außerdem mündet das Erkennen der Situation in gegenseitiger Hilfsbereitschaft; dies bedeutet individuelle und kollektive Verantwortung für die Organisation und für das Funktionieren des täglichen Lebens im Frauenhaus, das auf einem rotativen Prinzip aufgebaut ist. Unschätzbar ist der Austausch von Erfahrungen, die zur Problembewältigung führen.

*»Und es fällt ma sehr gut da -...ja, aber es sind alle sehr nett zu mia, i darf nix sogn, sogna i woa mit de Nerven völlig fertig, hab Tabletten einnehmen müssen, in da, zumindest fast jeden Tog-da brauch i kane.«*

*»I kann jetzt für die anderen net sprechen, weil i föhl mi da sehr, i man, wohlunter den Umständen entsprechend wohl - a jeda hat seine Probleme und hat genug zu tun, - ma versteht si bessa, weil a jeda - seine Geschichte hinta sich hat, na,- und - mitta Hausarbeit komma alle gleich, es greift a jeda zu, i man, da gibts überhaupt kane Probleme, na a jeda is Frau, Mutta, Hausfrau, es hat eh jeda was zu tun - in dem Sinne - und deswegen gibts kane Schwierigkeiten.«*

*Selbsthilfe und Selbstbestimmung* sind sine qua non Voraussetzungen für Unabhängigkeit und Selbstverantwortung im Leben; dies sind Eigenschaften, die den Frauen durch traditionelle Rollenklischees im Sozialisationsprozeß eher vorenthalten werden und die sehr oft zu einer wech-



Franz Koller

selseitig bedingten ökonomischen und emotionalen Abhängigkeit vom Ehemann führen. Hierzu Agnes Kurtz:

»Nur knapp 20% der Frauen waren bei ihrem Eintritt in das Frauenhaus erwerbstätig. Ungefähr 50% der Frauen waren Hausfrauen. Über 10% waren in Karenz oder Sondernotstand, einige Frauen besuchten Kurse der Arbeitsmarktverwaltung.«<sup>10</sup>

Die finanzielle Abhängigkeit wird mit dem Erwerb einer Arbeit und eigenem Einkommen zum Teil durchbrochen. Die emotionale Abhängigkeit ist in den meisten Fällen derart mißbraucht und zerstört worden, daß viele der Betroffenen die Scheidung anstreben und vollziehen.

#### 4. Zukunftsperspektiven

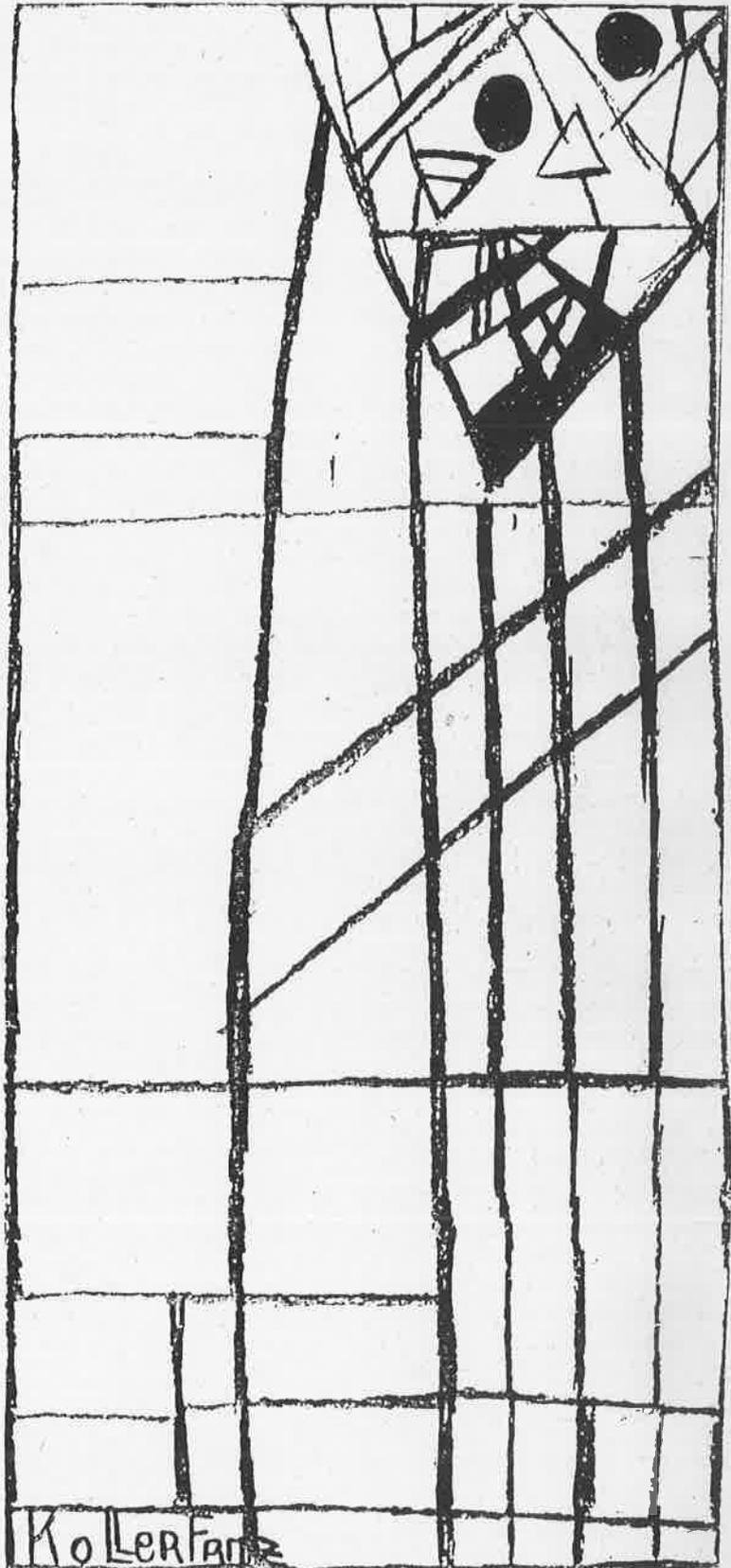
Die Zukunftsperspektiven der Betroffenen stehen im engen Zusammenhang mit den im Frauenhaus gemachten Erfahrungen und gewonnenen Erkenntnissen. In allen Fällen trifft jede Frau allein die Entscheidung über ihre Zukunft, wann sie das Frauenhaus verlassen will<sup>11</sup> und wohin sie geht, entweder zurück »nach Hause« oder sonst irgendwohin, um ein neues Leben anzufangen.

Die eine Perspektive, die zum Ehemann zurückführt, ist mit der Hoffnung verbunden, daß von nun an alles besser gehen würde, da die Frau über ihre Rechte als Frau und Ehefrau Bescheid weiß und nicht mehr bereit ist, alles im Kauf zu nehmen.

»Ungefähr die Hälfte der Frauen, die in das Frauenhaus kommen, geht wieder zu ihrem Mann zurück«. Aber: »Bei einigen blieb die Situation nach wie vor gespannt, einige kamen wiederholt ins Frauenhaus.« (Kurtz, 1991: 72)

Eine ältere Informantin formuliert als Problem, sich eine Scheidung gar nicht vorstellen oder leisten zu können:

»Du kannst net auf da Stroßn sein, na - und irgent jemand anpöbln - sogma i hab - i hab Freundinnen ghabt und und - de habn mia net gholfen - na, die ham zu mia gsogt, du, laß di scheiden, laß di scheiden - i kann des net - sogma i kann



## Kuckuck

*ausanand lebn, vielleicht vielleicht is es  
bessa so.*«

Die andere Hälfte der Frauen entscheidet, allein mit ihren Kindern das Leben weiterzuführen. Wenn die Scheidung noch nicht vollzogen ist, wird sie in die Wege geleitet. Die damit verbundenen materiellen und psychischen Schwierigkeiten sind in vielen Fällen so belastend, daß die Frauen erneut mit Verzweiflung und depressiven Zuständen konfrontiert sind.

*»I hob a gsozt, i hob eam kloagmocht,  
also i wer kämpfen drum um mei Eigentum,  
die Wohnung, na, um, na wir müassns  
irgentwie schoffn na, jo mei größte  
Sorg woa jo, daß i, wie treibstn  
des Göld auf, daß i wos zohl, also daß  
wia Hälfte - Hälfte mochn, na, jetzt bin i  
dann, zwischendurch auf dem Standpunkt  
jo, jo i sull nix mochn, i sull a nix  
unternehman, i sull anfoch schauen wies,  
wie i zukomm net, i man wos jo a reicht  
net... und des ois net, oba des Woartn,  
auf wos net, du kannst net haundeln.«*

Die gewonnene Autonomie ist eindeutig, sie bedeutet dennoch die schwierige Bewältigung der vielfachen Belastung, die einer alleinstehenden Mutter zugemutet wird: Arbeit, Kinderbetreuung, Haushalt, Einsamkeit usw. Viele Frauen können diese fast hoffnungslose Belastung nur durch Kontakte und Beziehungen zu anderen Frauen und in anderen Frauenräumen überleben; ob nun in der Verwandtschaft, in der Nachbarschaft, am Arbeitsplatz oder in der Öffentlichkeit werden Frauenbeziehungen durch Gespräche entstehen und gepflegt, unabhängig davon, ob es diesen Frauen letztendlich immer bewußt ist, daß diese Beziehungen konkrete Formen des Affidamento darstellen und, daß sie somit ihren individuellen Beitrag zu

der feministischen transformativen Politik leisten.<sup>12</sup>

### Post scriptum

Etwas möchte ich noch den LeserInnen sagen. Als ich zum Zweck der Analyse die Tonbandaufnahmen, das heißt die Stimmen dieser Frauen, immer wieder hörte, fragte ich mich, ob es nicht sinnvoller wäre, mich gleich an den ORF zu wenden und um die Ausstrahlung dieser Aufnahmen zu bitten, damit ALLE hören und endlich auch VERSTEHEN, was Gewalt in der Familie für die betroffenen Frauen und Kinder bedeutet. Aber das war unmöglich, da aus Angst vor Repressalien diese Frauen anonym bleiben müssen! Tagelang hatte ich Gefühle von Hilf- und Machtlosigkeit, von Wut und Trauer, bis ich mich dann doch an die Arbeit machte. Mein Artikel ist ein stummes, aber lautes Echo dieser Stimmen.

### ANMERKUNGEN:

- 1 List Elisabeth, 1989, Denkverhältnisse.- Feminismus als Kritik, in: Denkverhältnisse - Feminismus und Kritik, E. List und H. Studer (Hg) Frankfurt/Main, S.7-34, S.11.
- 2 Thorne Barrie and Henley Nancy (Hg), 1975, Language and Sex: Difference and Dominance, Massachusetts, S.15.
- 3 Malinowski Bronislaw, 1975, Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur, Frankfurt/Main, S.227-228. Vgl. auch M. Mead, 1959, Geschlecht und Temperament in primitiven Gesellschaften, Hamburg.
- 4 Kurtz Agnes, 1991, Gewaltige Verhältnisse - Arbeitsbedingungen und familiäres Klima, Bundesministerium für Arbeit und Soziales (Hg), Wien.
- 5 Kurtz A.: a.a.O., S.16.
- 6 Nadig Maya, 1991, Frauenräume, in: Ethnopschoanalyse 2. Herrschaft, Anpassung, Widerstand, Frankfurt/Main, S.36-57, S.37-38.

7 Libreria delle donne di Milano (Hg), 1988, Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin.

8 Kurtz A.: a.a.O., S. 37.

9 Hague Gill, 1991, Stärker im Zusammenleben, in: Frauenzimmer im Haus Europa, Florence Hervé (Hg), Köln, S.114-119, S.116.

10 Kurtz A.: a.a.O., S.40.

11 Die längste angegebene Aufenthaltszeit einer unserer InformantInnen beträgt ein Jahr. Agnes Kurtz weist darauf hin: »57,1 % der Frauen bleiben nur bis zu 10 Tagen.« Kurtz A.: a.a.O., S.71.

12 »Feminismus als transformative Politik ist darauf gerichtet, gesellschaftliche Institutionen zu verändern, jede Form von Unterdrückung zu überwinden, und nicht darauf, bestimmten Gruppen von Frauen innerhalb bestehender Strukturen mehr Raum zu verschaffen. Diese Politik ist nicht nur im Interesse aller Frauen, sondern aller Menschen, aber dennoch - oder gerade deshalb - eine Herausforderung für die Verteidiger traditioneller patriarchaler Machtverhältnisse.« (List, 1989:10)

### LITERATUR:

- Barthes Roland, 1983, Elemente der Semiologie, Baden Baden.
- Benard Cheryl und Schläffer Edit, 1978, Die ganz gewöhnliche Gewalt in der Ehe, Reinbek bei Hamburg.
- Eco Umberto, 1977, Zeichen. Einführung in einen Begriff. Frankfurt/Main.
- Fiehler Reinhard, 1990, Kommunikation und Emotion, de Gruyter, Berlin/ New York.
- Huber Cécile, 1991, Sprache und Identität, in: Paris - Milano - Graz, Feministische Konzepte in Entwicklung, Projektgruppe Interdisziplinäre Frauenstudien der Universität Graz (Hg), Wien, S.49-59.
- Lindner Susanne, 1992, Tatort Ehe. Zur sexuellen Gewalt in Mann-Frau-Beziehungen, Wien.
- Simon/Spörk/Verlic (Hg), 1990, Die heilige Familie - Vom Sinn und Ansinnen einer Institution, Wien.
- Whorf Benjamin L., 1956, Language, Thought and Reality, J.B. Carroll (Hg), Massachusetts.

# *Patriarchalismus und Gewalt am Balkan*

*Karl Kaser*

In Serbien sagt man: »Serben verlieren im Frieden und gewinnen im Krieg.« Dieses Zitat - es könnte übrigens von jedem anderen der zentralbalkanischen Völker auch stammen - faßt kurz und prägnant einen gewaltbeladenen Sachverhalt zusammen, den ich auf den folgenden Seiten zu analysieren versuche. Das erwähnte Zitat ist ein Beleg dafür, daß hier an der dunkelsten Peripherie der von vielen als glanzvoll dargestellten europäischen Geschichte eine wann auch immer eingeleitete völlige Inversion der Werteskala stattgefunden hat - zumindest was »Krieg«, »Frieden«, »Gewalt«, »Aggression« u.ä. anlangt. Zugespitzt ausgedrückt, hatte die verkrüppelte historische Entwicklung (Jahrhunderte der Beherrschung durch fremde Mächte, unterbrochen von nur kurzen Phasen der Freiheit und selbstbestimmter Einordnung in den historischen Prozeß) hier nicht das Streben nach Frieden, sondern die wache Bereitschaft zu Kampf und Krieg zum Ergebnis.

Bei der Analyse von Themen wie diesem verliere ich mich regelmäßig in einem grundsätzlichen Dilemma: Einerseits verstehe (»Verstehen« nicht im Sinne von Guttheißen) ich aus den historischen Rahmenbedingungen heraus jenen latenten kulturellen Hang zur Kriegsbereitschaft und akzeptiere dies als ein Ergebnis der Geschichte. Die Hochschätzung des Friedens in unseren Gesellschaften ist ebenso Ergebnis der Geschichte und einer, wenn auch anderen kollektiven Erfahrung. Trotz

dieses historischen Verstehens also muß ich die Umstürzung der Werteskala als Pazifist, als der ich mich verstehe, scharf verurteilen und entschieden dagegen auftreten. Ich arbeite mich dann aus dem Dilemma insofern heraus, als ich mir suggeriere, daß es als Historiker meine Pflicht und Aufgabe sei, die historisch-anthropologischen Ursachen der latenten Kriegs- und Kampfbereitschaft auf dem zentralen Balkan zu analysieren und darzulegen - nicht mehr und nicht weniger. Dies jedoch ist der Humus, aus dem ein weiteres (und zugegeben folgerichtiges) Dilemma in Form eines unverdienten Mißtrauens resultiert: Aus unerfindlichen Gründen bringen mir die Versuche dieser »Pflichterfüllung« immer wieder den Vorwurf ein, ein »Serbenfreund« zu sein - was in diesen Zeiten durchaus nicht als Kompliment gewertet wird.

## *Männliche Aggressivität*

Die Inversion der Werte hat einen historischen Rahmen, der sehr viel, aber keineswegs ausschließlich mit dem halben Jahrtausend der osmanischen Herrschaft über den Balkan zu tun hat, das erst zu Beginn unseres Jahrhunderts endete. Es gibt auch einen geographischen, der zu größeren und kleineren Anteilen Albaner, Bulgaren, Griechen, Kroaten und Serben umfaßt. Ich möchte weder den historischen noch den geographischen Rahmen hier voll ausleuchten, sondern mich eher mit der anthropologischen Seite dieses Problems auseinandersetzen. Wenn wir dessen Kern freilegen, müssen wir bei

der trivial erscheinenden Feststellung ansetzen, daß die Hauptkomponente der Kriegerkultur eine auch in den gegenwärtigen kriegerischen Auseinandersetzungen unglaublich stark spürbare und deutlich manifest werdende männliche Aggressivität ist. Dem an dieser Stelle zu erwartenden Einwand, daß männliche Aggressivität in unseren west- und zentraleuropäischen Gesellschaften ebenso latent gegeben ist und mitunter auf den Tribünen von Fußballstadien und vielfach in Ehebetten ausbricht, kann ich sofort beipflichten. Der große Unterschied zwischen hier und dort jedoch besteht in der bereits erwähnten umgestülpten gesellschaftlichen Wertehierarchie. Männliche Aggression findet in einer latent zur Kriegerkultur neigenden Gesellschaft ein wesentlich wohlwollenderes Milieu vor als in einer tendenziell kriegsablehnenden Gesellschaft.

## *Patriarchales Milieu*

Versuchen wir, die Wurzel des Milieus dieser kriegsbereiten Gesellschaft freizulegen! Das ist gar nicht so schwierig: Diese Wurzel hat einen Namen und heißt »Balkanisches Patriarchat«. Ich will darunter jene (balkanische) Spielart des europäischen Patriarchats verstanden wissen, deren wichtigstes Charakteristikum es ist, wesentlich massiver in die Gegenwart hereinzureichen, als dies anderswo in Europa der Fall ist. Die Ursachen und Rahmenbedingungen dafür zu analysieren, würde ein Buch füllen (und hat es auch<sup>\*)</sup>). Ich möchte mich deshalb auf einen wichtigen Punkt beschränken. Es handelt sich

## Kuckuck

um das Prinzip der Patrilinearität (im Gegensatz zu dem im restlichen Europa vorherrschenden Prinzip der Bilinearität). Ohne ins Detail gehen zu können, sei festgehalten, daß dieses Prinzip in den meisten zentralbalkanischen Regionen bis vor kurzer Zeit tragend war, auch noch heute seine langen Schatten wirft und die entsprechenden Gesellschaften auf eine absolute Männerdominanz ausrichtet.

Diese Feststellung ist nicht ohne Gewicht. Gehen wir nämlich der Geschichte der Patrilinearität in Europa nach, müssen wir mit Erstaunen feststellen, daß auf dem Prinzip der Unilinearität (Patrilinearität ist neben der Matrilinearität die zweite Form von Unilinearität) beruhende Gesellschaften in Europa seit der Spätantike im Verschwinden begriffen waren, um bilinearen Strukturen, die die männliche als auch die weibliche Abstammung akzeptieren, zu weichen - allerdings mit einer einzigen Ausnahme: den zentralen Balkangebieten. Um sofort wieder aus dem anthropologischen Diskurs etwas auszubrechen, sei klar festgehalten, was Patrilinearität in der Praxis bedeutet. Sie bedeutet schlicht und einfach Patriarchalität, gewalttätige und aggressive Patriarchalität.

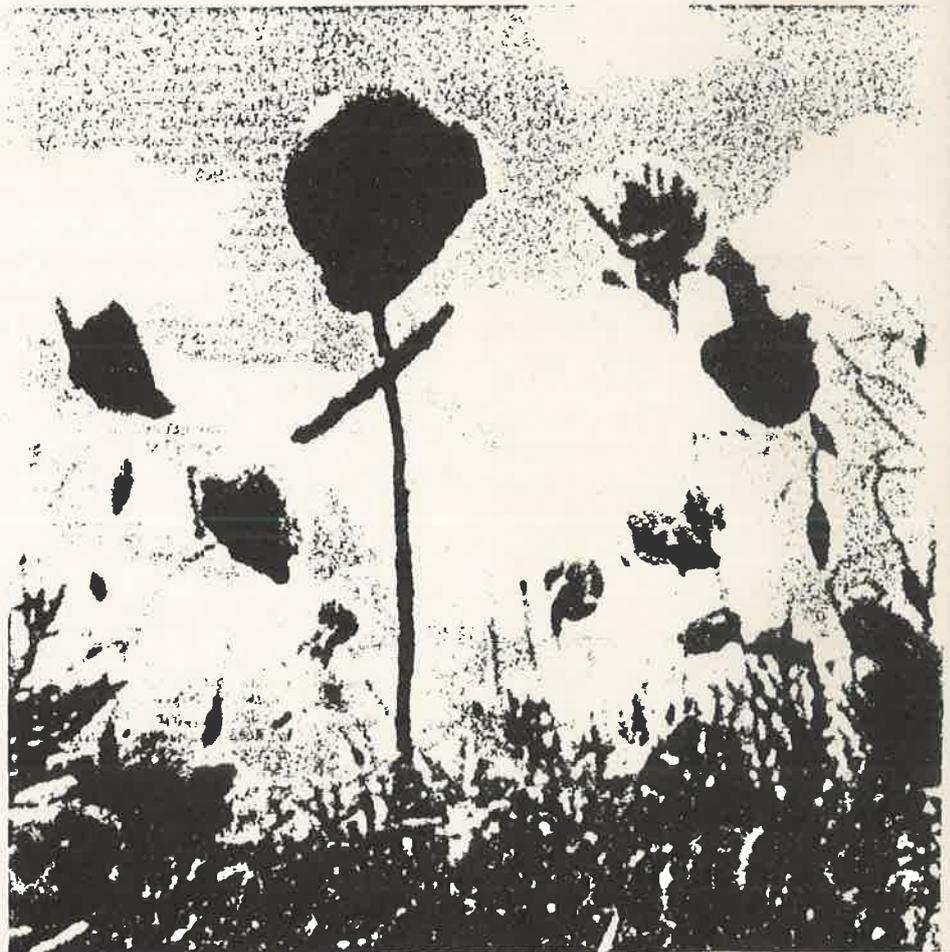
Bevor ich auf einige Elemente dieser Patriarchalität eingehe, möchte ich den Gesamtkomplex mit einigen Strichen skizzieren. Das Prinzip der Patrilinearität teilt die Gesellschaft in zwei Hälften: in eine männliche, ohne Abstriche herrschende, und eine weibliche, beherrschte Hälfte. Einzig und allein die männliche Abstammungslinie ist von Bedeutung und konstituiert die Machtverhältnisse. Diese gilt es zu sichern, zu schützen; sie wird übersteigert verherrlicht. Das historische Bewußtsein solcher patrilineareren Gesellschaften verläuft entlang der männlichen Abstammungslinie. Sie bedeutet Anfang, Ende und Bestimmung der Geschichte. Diese grundsätzliche Teilung der Gesellschaft fraß sich in jahrhundertelanger Arbeit im Bewußtsein der Menschen tief ein und findet ihren unausrottbaren Reflex etwa in sprachlichen und grammatikalischen Strukturen, zum Beispiel in einem starken, tragenden und dominierenden männlichen grammatikalischen Geschlecht. Dies

trägt dem Umstand Rechnung, daß in solchen Gesellschaften die männliche kollektive Identität als universell gedacht wird. Darin liegt u.a. die strukturelle Gewalt patrilinear organisierter Gesellschaften Frauen gegenüber begründet. Diese war meist derartig rigid, daß die Ausübung körperlicher Gewalt zur Niederhaltung der Frau nicht mehr notwendig war.

Das Überleben der patrilinearen Strukturen in jenem Wetterwinkel der europäischen Geschichte hat das einem feindlichen ökologischen und politischen Milieu schutzlos Ausgesetztsein als Ursache (ohne daß ich dies in wenigen Zeilen näher beschreiben könnte). Andererseits entwickeln Patrilinearität und Patriarchalität gerade in einem solchen Milieu ihre gewalttätigen und aggressiven Seiten in extremer Weise. Halten wir fest: Ein gesellschaftlich anerkannter Anführer mußte zwei grundsätzliche Eigenschaften auf-

weisen: Er mußte dem Ehrenkodex des Kriegers entsprechen und allzeit Aggression an den Tag legen. Dieses Ideal galt es anzustreben. Gewalt und Aggression als die prominentesten Werte einer patriarchalen, auf patrilinearere Basis beruhenden Gesellschaft.

Kampf, Aggression, Ehre, Gewalt, Töten - das waren die wesentlichen Bedingungen, die die Patrilinearität und die sie tragenden Gesellschaften bis in die heutigen Tage begleiteten. So haben diese Gesellschaften überlebt, und solche kollektiven Überlebensreflexe sitzen überaus tief. Sie verlieren offensichtlich durch geänderte Rahmenbedingungen (Rechtsstaatlichkeit, Naturbeherrschung) nicht wesentlich an Bedeutung, und in Krisensituationen werden sie sofort wieder aktiviert. Wir müssen uns klar darüber werden, daß der Krieg im ehemaligen Jugoslawien kein normaler ist (wenn ein Krieg überhaupt als »normal« akzeptiert



werden kann). Er ist besonders grausam und wird - wenn wir von der modernen Waffentechnologie einmal abstrahieren - geführt wie vor Jahrhunderten: Es reicht nicht, den Gegner zu töten, sondern man muß ihn zusätzlich noch massakrieren, um ihn ja nicht vor den Augen seiner Ahnen einen heldenhaften Tod sterben zu lassen. Es ist ein traditioneller Krieg der balkanischen Patriarchen. Daß die Ausführenden sich zum Teil wie vor Jahrhunderten »Četniks« nennen, ist ebenso kein Zufall, wie das Element der Plünderung der Besiegten ein untrennbares Element der Kriegsführung und der Kampfmotivation darstellt.

Wenn man weiß, welche komplexe, in unseren Augen irrationale historisch-anthropologische »Erbmasse« sich im Akt der Gewalt oder des Tötens bündelt, werden die an den Tag gelegten Grausamkeiten verständlicher. Ich möchte hier nur einige der jahrhundertalten Traditionen, die in einem solchen Akt der Grausamkeit zum Tragen kommen, anführen.

#### *Bedeutung der Ahnen*

Nehmen wir einzig und allein die Bedeutung der Ahnen, die ungebrochene Verbindung zwischen den Toten und den Lebenden, als Auslöser für eskalierende Gewalt. An einigen Beispielen aus dem Bereich der Ahnenwelt läßt sich sehr deutlich zeigen, welche Ideologien der realen Gewaltausübung zur Verfügung stehen:

In den zentralbalkanischen Gebieten war bis zum Zweiten Weltkrieg der Ahnenkult, verkleidet in der Form einer Feier des Hauspatrons (einer der Kalenderheiligen), sehr verbreitet. Diese war die höchste religiöse Feier des Jahres, dauerte in früheren Jahren eine Woche oder länger und wurde schließlich auf ein, zwei Tage reduziert. Sie war zugleich eine rituelle und jährlich wiederkehrende Erneuerung des Geschlechts- oder Stammeszusammenhalts, verehrten doch die Familien jedes Geschlechts oder Stammes einen speziellen Patron. Damit ging zudem die Festigung der Exogamieregelung einher, denn jede Gruppe, die ein und denselben Patron verehrte, war gleich-

zeitig auch eine exogame Einheit. Diese Heiligenverehrung war nichts anderes als eine der heidnischen Ahnenverehrung übergestülpte christliche Feier. Im Grunde war also nicht dem Hauspatron, sondern den Ahnen das größte Fest des Jahres gewidmet. Die Verehrung der Ahnen ging natürlich Hand in Hand mit dem Prinzip der Patrilinearität, denn selbstverständlich wurden nur die männlichen Glieder der Ahnenkette verehrt. Die Frauen waren von den wichtigen Akten der Feier ausgeschlossen, der jeweilige Hausvorstand agierte in den meisten Fällen als Hauspriester, war also der Mittler zwischen den Lebenden und den Toten und erhielt dadurch eine sakrosankte Stellung. Als imaginärer Sitz der Ahnen wurde das Haus gedacht; wer immer ein bestimmtes Haus kaufte, mußte auch die rituelle Verehrung des Hauspatrons bzw. der Ahnen übernehmen. Man dachte sich die Ahnen stets anwesend und das Leben der Lebenden beeinflussend. Um sich das Schicksal im Diesseits zu erleichtern, mußte man also alles tun, um den Ahnen ihr jeweiliges Dasein so angenehm wie möglich zu gestalten.

#### *Blutrache*

Diese starke Verbindung mit den Ahnen hatte gewalttätige Auswirkungen, die aber über die Ideologie der Ahnenverehrung eine positive Wendung bekamen. Nehmen wir als Beispiel die Blutrache. Sie hat in den zentralbalkanischen Gebieten eine lange Tradition und kann noch immer nicht vollständig von der Rechtssprechung der staatlichen Gerichte verdrängt werden. Die Blutrache war die gewohnheitsrechtlich legitimierte, ja sogar geforderte Tötung eines anderen Menschen. Das Töten wurde also von der Gesellschaft gewissermaßen gefordert. Es war somit kein abnormer, zu verurteilender Akt, sondern ein positiver. Selbstverständlich war die Existenz der Blutrache auch ein Ausdruck einer akephalen Gesellschaft, die kein kodifiziertes Recht und keine Instanzen kannte, die Rechtssprüche fällen und durchsetzen konnte, was zur Folge hatte, daß sich die Geschädigten selbst Recht verschaffen mußten.

Von ihrer Genese her ist die Blutrache jedoch auch ein wichtiger Bestandteil des Ahnenkultes und der patriarchalen Ordnung. Sie wurzelt in dem Glauben, daß die Seele des Ermordeten erst dann Ruhe finden kann, wenn eine Untat gesühnt ist. Im Rahmen des Gefangenseins in der Welt des Ahnenkultes war es sogar für einen Wahlbruder eine »heilige« Pflicht, den Tod des Bruders zu rächen. Ein montenegrinisches Sprichwort sagt: »Wer sich rächt, wird sozusagen heilig.« Im Bereich der montenegrinischen Stammesgebiete (die Stammesorganisationen existierten bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) konnte die Blutrache parallel zum Aufbau staatlicher Rechtsinstitutionen seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend zurückgedrängt werden.

»Blut genommen« wurde jedoch auch noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In Nordalbanien war die Blutrache bis zum Zweiten Weltkrieg sehr stark verbreitet und flammte in den Monaten der Anarchie vor den Parlamentswahlen im März des heurigen Jahres wieder auf. Im Kosovo wird unter der albanischen Bevölkerung bis heute die Blutrache ausgeübt; vor etwa zwei Jahren wurde eine vorübergehende Aussetzung der offenen Blutracheangelegenheiten erreicht, um in der politisch so schwierigen Situation sich nicht unnötig zu schwächen. Welches Gewaltpotential hinter der Blutrache steckt, läßt sich etwa mit einer auf der Grundlage von Pfarrmatriken in den nordalbanischen Stammesgebieten erarbeiteten Statistik des österreichisch-ungarischen Wissenschafters Franz von Nopcsa belegen. Aus dieser Statistik geht hervor, daß im Zeitraum von 1890 bis 1905 im Stamm Toplana etwa 42 Prozent der verstorbenen erwachsenen Männer ermordet wurden, im Stamm Spaçi 32 Prozent, im Stamm Shala 26, im Stamm Shoshi 25 Prozent usw.

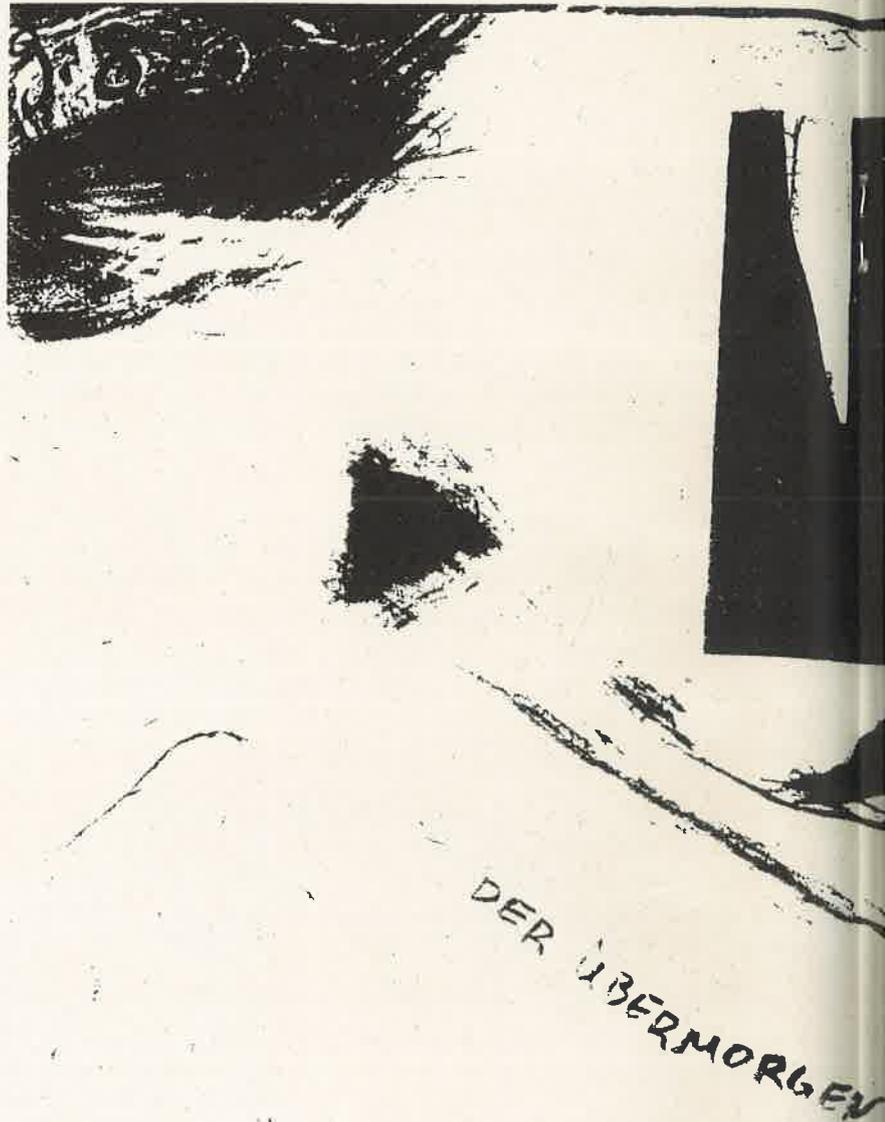
#### *Gewaltobjekt Frau*

Auf die strukturelle Gewalt gegenüber den Frauen wurde bereits oben hingewiesen. In dieser Welt der Patrilinearität blieben Ehefrauen stets ein Fremdkörper, da sie ja außerhalb der

## Kuckuck

männlichen Abstammungslinie standen. Da die Frauen von außen kamen, fremd waren und abweichende Interessen verfolgten, mußten sie durch verschiedene kulturelle Riten gefügig gemacht werden. So etwa mußte die neu in den Haushalt eintretende Ehefrau allen Männern des Hauses - auch den männlichen Kindern - die Hände küssen. Über ihre Sexualität wurde streng gewacht: Die Frauen mußten bei der Heirat unbedingt jungfräulich sein. Verschwiegener Verlust der Jungfernschaft löste Blutrache aus. Die männliche Eifersucht konnte »berechtigterweise« so weit gehen, daß der Mann ungestraft seine Frau töten durfte oder mußte. Für die strenge Kontrolle der weiblichen Sexualität bestanden im wesentlichen drei Gründe: Der praktische Grund war, daß der patriarchale Haushalt durch Liaisonen mit anderen Männern unterminiert worden wäre. Der ideologische Grund ist darin zu sehen, daß ein außereheliches und durch einen anderen Mann gezeugtes Kind die Ahnenreihe nicht nur gestört hätte, sondern vor allem die Ahnen vermeintlich in Aufruhr versetzt hätte. Nur durch die sofortige Tötung sowohl der eigenen Frau als auch des fremden Mannes konnten die Ahnen besänftigt werden. Der dritte und symbolische Grund liegt in der Wettbewerbssituation, in der sich die Männer befindlich sahen. Die Fähigkeit, die Frau total zu kontrollieren, zeigte die Stärke des Mannes an; das Gegenteil war ein Zeichen extremer Schwäche, der sich ein Mann nicht aussetzen konnte. Er tappte er die Frau mit einem anderen Mann in einer verfänglichen Situation und tötete er die Ehebrecher nicht, galt er in der Öffentlichkeit als Feigling.

Der Zwang zur ungestörten Aufrechterhaltung der Patriline vertrug also keine Unordnung. Illegitime, außereheliche Kinder hatten in diesem System keinen Platz. Für solche konnte es keine Nachsicht geben; sie gefährdeten das System, weil alle Vorkehrungen für die Fortsetzung der Patriline umgangen wurden: Es wurde kein Brautpreis bezahlt, es war ungewiß, ob die Exogamieregelungen befolgt wurden, für die Eltern der Tochter bedeutete dies eine ungeheure Schande und den Verlust der Ehre. Vor allem in den pastoralen Segmenten der zentralbal-



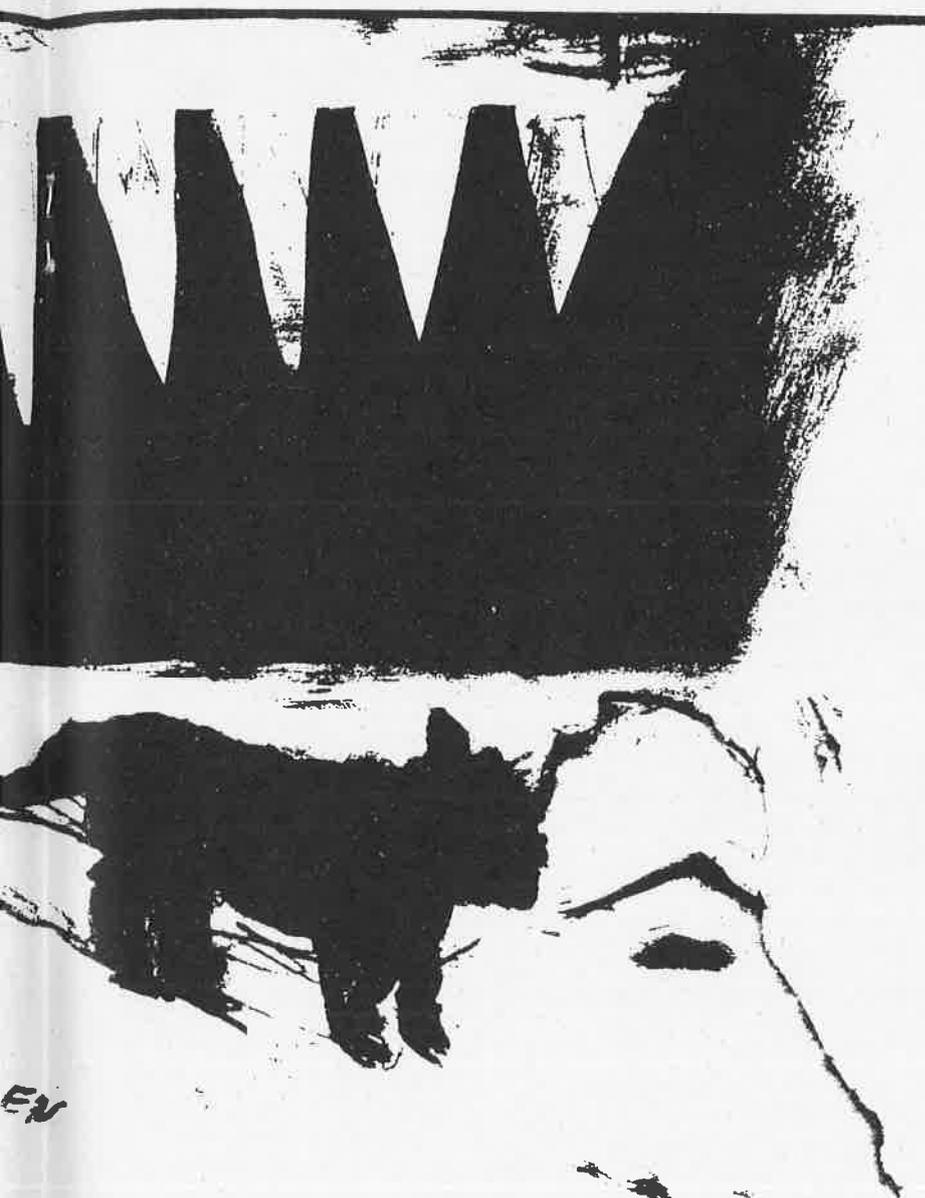
Max Neumann

kanischen Gesellschaften, in denen die Ahnenverehrung besonders stark war, waren die Reaktionen auf solche Vorgänge in unseren Augen unmenschlich. Die ungeschriebenen Gesetze sahen vor, daß Kind und Mutter getötet werden mußten. Vater oder Bruder, die die Tochter bzw. die Schwester töten sollten, konnten ihren Auftrag jedoch nicht immer erfüllen. In solchen Fällen traf die Öffentlichkeit die erforderlichen Sanktionen. In Albanien soll es noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorgekommen sein, daß die Dorfbewohner Mütter, die außereheliche Kinder zur Welt gebracht hatten, zu Tode steinigten. Im montenegrinischen Kuci-Stamm fand die letzte Steinigung einer Frau angeblich zu Beginn des 19. Jahrhunderts statt.

Wir sehen also allein anhand des Beispiels der Verbindung zwischen den Toten und den Lebenden, welches Gewaltpotential sich im Zusammenwirken mit dem Prinzip der Patrilinearität akkumuliert hatte und wie diese auch in der alltäglichen Realität umgesetzt wurde bzw. umgesetzt werden mußte und muß.

Wenn man sich mit jenem Aggressionsreservoir in seinen historisch-anthropologischen Dimensionen beschäftigt und sie analysiert, so wird man erstaunt feststellen, daß dieses Aggressions- und Gewaltpotential auch das gesamte politische Leben nachhaltig durchdrungen hat. Natürlich haben sich die Formen (teilweise) den neuen Zeiten angepaßt, aber strukturell hat sich nicht viel geändert. Nach wie vor ist es der männliche Teil der Gesellschaft, der sich und seine Vorstellungen für universell hält und für die Gesamtgesellschaft stehend vorgibt. Nach wie vor ist die öffentliche Sphäre, das Kaffeehaus, der Marktplatz, der Kriegsschauplatz der männliche Protzplatz. Nach wie vor sind die Frauen davon mehr oder weniger ausgeschlossen. Sie dürfen zuhause leiden, um ihre tapfer kämpfenden Söhne weinen und den Krieg der Patriarchen erdulden.

\* Die hier formulierten Gedanken fußen hauptsächlich auf meinem im Herbst 1992 erscheinenden Buch: Hirten, Kämpfer, Stammeshelden. Geschichte und Gegenwart des balkanischen Patriarchats. Böhlau, Wien-Köln-Weimar.



EN

Nein, es war nichts weiter geschehen. Kaminsky wurde nicht abgeholt, weder von der Rettung noch von irgendwelchen beherzten Institutsangehörigen oder Studenten. Nachdem Aloisia aus der Bibliothek gegangen war und er noch eine Menge Bücher zum Fenster hinausgeworfen hatte, war ihm einfach fad geworden, und er begann mit einem Mal seine Müdigkeit zu spüren. Er hatte immerhin bereits etliche Regale leergemacht, und der Schaden für die Institutsbibliothek mochte inzwischen schon sicher an etliche tausende von Schillingen gehen und somit schon längst das Fünf- bis Zehnfache von dem, was er verdiente, erreicht haben. Die auf dem Dach des Nebengebäudes sowie auf dem Univorplatz meist unsanft gelandeten Bücher waren für einen weiteren Gebrauch wohl nicht mehr zu verwenden, mußten also entweder von einem Buchbinder erst wieder kunstvoll zusammengeleimt werden oder fanden wohl gleich ihren Platz beim Altpapiersortiment, da sich eine Reparatur nicht mehr auszahlte.

Kaminsky war das alles egal. Er hatte seinen Spaß gehabt. Er hatte Aloisia endlich einmal gezeigt, wer er wirklich war, nachdem sie seinen Liebesantrag, den er ihr in der Bibliothek beim Sortieren der Katalogzettel gemacht hatte, in einer mehr als schnöden Form abgelehnt hatte, hatte einfach damit begonnen, Bücherstapel für Bücherstapel zum Fenster zu tragen und durch jenes hinunter auf den Univorplatz zu werfen, und Aloisia gedroht, erst dann mit dieser Tätigkeit aufzuhören, wenn sie ihn erhören bzw. seine Gefühle ernst nehmen würde. Und Aloisia hatte nichts von dem getan, sondern einfach schweigend zugeschaut, wie Kaminsky die teilweise schweren Bücher zum Fenster trug und hinauswarf, bis es ihr schließlich zu blöd wurde, sie aufstand und die Bibliothek seelenruhig verließ. Sicher hatte er jetzt ausgespielt bei ihr. Von jetzt ab mochte er bei Aloisia nur mehr ein völlig lächerlicher Trottel sein, über den sie sich nun bei ihren Freunden und Freundinnen köstlich amüsieren konnte. Aber er hatte diesen Abgang bei ihr mit Würde inszeniert. Er hatte sie nicht geschlagen, und darauf begann er jetzt sogar mächtig stolz

# Kaminsky

zu werden. Was aber würde seine Mutter jetzt sagen, wenn man ihn nun aus dem Institut hinauswarf? Und dafür gab es ja nun gute Gründe, daß dies geschah.

Aber auch das konnte überstanden werden. Er konnte ja immerhin gute Gründe für sein Verhalten vorbringen. Jeder Mensch hat das Recht, zumindest einmal in seinem Leben durchzudrehen, und er war ja nun schon an die vierzig, hatte somit die Hälfte seines Lebens wohl schon hinter sich, und war noch nie durchgedreht. Also, was konnte so gesehen schon gegen seine Tat vorgebracht werden?

Kaminsky wischte sich den Schweiß von der Stirn, pustete ein wenig, holte tief Luft, besah sich sein Werk, die leergeräumten - »ausgeräumten« - Bücherregale, lächelte ein wenig hinterlistig und verschlagen, vielleicht auch darüber, daß ihn niemand vom Institut bei diesem seinen Tun gesehen hatte, und verließ schließlich die Bibliothek. Er schloß die Tür leise hinter sich, so, als hätte er alles drauf und dransetzen müssen, eine in der Bibliothek schlafende Person unter keinen Umständen durch sein Abgehen zu wecken. Er fuhr mit dem Lift hinunter, ging an der mit teils alternativ, teils yuppiehaft aussehenden Studenten besetzten Unicafeeteria vorbei, hinaus durch das Glästor, zwischen den herumliegenden und durch den Fenstersturz teilweise auseinandergebrochenen Büchern und an die ersten Strahlen der Frühsonne genießenden Studentinnen vorüber, die an den phantasielosen Betonerhebungen herumsaßen. Er hätte jetzt eine jede von ihnen umarmen und zu ihr sagen können, wie es um ihn stand, so frei fühlte er sich. Allein, er tat es nicht. Er ging einfach weiter, die Treppe hinunter, auf die Straße, am Kiosk vorbei, hinein in die Stadt. Droben am

Institut mochten sie jetzt jede Menge Erklärungen für sein Verhalten gehabt haben. Wahrscheinlich konnte es auch Aloisia irgendwie einordnen und ihn bzw. sein Verhalten somit in die richtige Schublade bringen. Allein, es war ihm egal. Er war frei.

Zu Hause saß er nun, vor dem Fenster, mit einem Autoprospekt in der Hand, wie er sie in seiner Kindheit immer gesammelt hatte. Und saß an einem imaginären Steuer und fuhr eine imaginäre Straße entlang, ohne Ziel. Das Ziel war, vielleicht, seine Kindheit. Das Fenster, vor dem er saß, war die Windschutzscheibe. Er drehte das nicht vorhandene Lenkrad, steuerte den Wagen so sicher und konzentriert. Machte dazu mit seinem Mund die Fahrgeräusche. Fuhr einfach drauf los. Wie schnell er wohl brauchte, um an ein Ziel zu kommen? Kaminsky dachte nach, ob er es schaffte, die reale Fahrzeit einzuhalten.

Der Himmel war blau, fast wolkenlos. Er hätte jetzt auch logarithmieren können, einfach irgendwelche Zahlen, die ihm so einfielen. Allein, er fuhr mit dem Auto. Allein war er, und keiner von denen, die ihn kannten, die ihre Geschichten hatten, die sie ihm immer erzählten als große Abenteuer, als die sie sie erlebten oder vorgaben, sie erlebt zu haben. Er werde fahren, bis ihn jemand anruft, dachte Kaminsky, falls ihn überhaupt noch jemand anrief. Wenn er morgen nicht in das Institut kam, wird er schon ziemlich weit gefahren sein, schon etliche hunderte Kilometer, wenn er die ganze Nacht durchfuhr, was er vorhatte. Irgendwohin aufbrechen, in den Süden, hinein in die fruchtbaren Ebenen. Wenn also morgen das Telefon läutete, würde er nicht abheben. Es konnte ja ohnehin nur die Kündigung sein, die man auf all das hin gegen ihn aussprechen würde.



Kein Mädchen würde ihn anrufen, das sich einsam fühlte, vor Lust ihre Schenkel aneinanderreibend. Nicht Franz und nicht Fritz, oder Sepp oder Toni, um mit ihm ein Bier trinken zu gehen oder in ein Kino. Weil die alle schon zu ihrem Familienglück gefunden hatten, wo sie etwas erforschen konnten, das ihnen vielleicht sogar Spaß machte, das aber nichts mit ihm zu tun hatte. Mit ihm hatte von jetzt an nur mehr das imaginäre Steuer zu tun, das er ganz locker in seinen Händen hielt, neben sich den Prospekt einer Autofirma, den er sich erst neulich besorgt hatte, mit der Aufnahme eines Armaturenbretts, wo alle Schalter und Knöpfe mittels Pfeilen und Nummern erläutert waren. Er hatte also alles im Überblick.

Der Motor machte ein angenehmes Geräusch, kaum hörbar. Kaminskys Stimmbänder vibrierten leicht, erzeugten den Takt des Motors. Beruhigt drehte er das Seitenfenster herunter, winkte zwei netten Mädchen, die die Straße entlanggingen, zu. Seine Füße hatte Kaminsky gegen den Heizkörper gestemmt. Leicht auch dieses, ohne Anstrengung, er hatte den einen Fuß am Gaspedal und den anderen auf der Kupplung. Hie und da stieg er auf die Bremse. Eine Straßenkarte hatte er rückwärts auf seinem Eßtischchen liegen, ständig griffbereit. Wenn er eine Pause machte, den Wagen anhielt, den Zündschlüssel rumdrehte und die Handbremse anzog, griff er nach hinten, holte die Karte, faltete sie auseinander und schaute sich die Straßen an, zählte die darin mittels bunter Pfeile abgesteckten Kilometerentfernungen, begann zu rechnen. Schaute nach, was sein Auto fuhr, peilte den Schnitt über den Daumen. Wenn die Straße weiterhin so ruhig blieb, so wenig befahren, dann schaffte er es locker, am nächsten Morgen in X. zu sein. Und war er erst einmal in X. angekommen, so konnte er alles weitere überlegen.

Kaminsky war jetzt ganz bei sich, er hatte alles in sich genommen, das Gute wie das Schlechte. Er brauchte sich für keinen Teil mehr zu schämen, jemandem etwas vorzumachen, Selbstkontrolle zu üben. Er legte die Karte wieder auf das Eßtischchen zurück, drehte sich wieder um, startete den Wagen und fuhr los.

# Gewalt im Fernsehen

– ein Problemaufriß aus kulturwissenschaftlicher Perspektive

Carsten Lenk

Siebzig Menschen, so haben die Medienpsychologen Jo Groebel und Uli Gleich gezählt, werden im Durchschnitt täglich im Unterhaltungsprogramm des deutschen Fernsehens umgebracht: »Faßt man das Programm der Anbieter zusammen, so kamen in 582 Sendungen aggressive Handlungen vor. Dies entspricht 47,7 Prozent aller erfaßten Sendungen. Mit anderen Worten: In fast der Hälfte aller deutscher Fernsehprogramme wird zumindest einmal Aggression oder Bedrohung in irgendeiner Form thematisiert.«<sup>1</sup> Diese und andere Zahlen hat eine Analyse der Gewaltprofile deutscher Fernsehprogramme geliefert, die im Sommer 1990 von der Landesanstalt für Rundfunk in Nordrhein-Westfalen in Auftrag gegeben worden war. Bestätigt worden ist, was wir alle ohnehin schon irgendwie immer geahnt haben: Im Fernsehen wird gehauen und gestochen, gedroht und gekillt, was das Zeug hält. Hinsichtlich der Frage, was diese Untersuchung an neuen Erkenntnissen für die Diskussion um Gewalt in den Medien liefert, üben die beiden Wissenschaftler noch Zurückhaltung. Groebel schränkt ein, es müsse beachtet werden, »daß Mediengriff und Medienwirkungen nicht in einem sozialen Vakuum stattfinden, sondern eingebettet sind in den Alltag der Zuschauer und abhängen von persönlichen Merkmalen wie Alter, Geschlecht sowie auch eigenen Erfahrungen und Dispositionen«.

In diesem Sinne liefert die Untersuchung dennoch einen überdenkenswerten Befund, denn sie belegt einmal mehr das Dilemma der Medienwirkungsforschung. Eine Durchsicht von

Presseartikeln, die vor zwanzig Jahren in verschiedenen Tages- und Wochenzeitungen erschienen sind, legt die Vermutung nahe, daß bereits damals eine ähnliche Diskussion mit ganz ähnlichen Argumenten über die Auswirkungen von Gewaltdarstellungen in den Medien geführt worden ist. Verändert hat sich freilich über die Jahre die Schmerzgrenze: Die Drastik und Perfektion dessen, was an Brutalität, Gewalt und Grausamkeit im Fernsehen gezeigt werden darf (und kann), wurde Schritt für Schritt hinausgeschoben. Auch dies belegt die Studie von Groebel und Gleich.

In der psychologisch oder soziologisch ausgerichteten Wirkungsforschung dauern die Kontroversen um die Schädlichkeit oder Unbedenklich-

keit von Gewalt im Fernsehen einseitig weiter an. Der Soziologe Michael Kunzick, der 1978 die wichtigsten der bis dahin durchgeführten Studien miteinander verglichen hat, resümierte: »Je sorgfältiger eine Untersuchung in Anlage und Durchführung geplant ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß keine Beziehung zwischen Fernsehgewalt und Rezipientenaggressivität aufgezeigt wird.«<sup>2</sup> Bis heute zeichnen sich die quantifizierenden Untersuchungen durch eine marginale, im statistischen Sinne nicht interpretationsfähige Korrelation aus. Auch Gewaltprofile, wie das von Groebel und Gleich erstellte, wurden in ähnlicher Form schon vor 20 Jahren angefertigt, schon damals wurde von Vertretern des funktionalen Wirkungsansatzes



Journalist (zu einem, der sich aufhängt):  
»Beeilen Sie sich, sonst kommen Sie nicht mehr in die heutige Abendausgabe.«

diese Vorgehensweise in Frage gestellt, »da zwischen der numerischen Quantität und der wahrgenommenen Violenz einer Sendung keine konsistente Beziehung besteht«.<sup>3</sup>

Kunczik nennt sechs Wirkungsthesen, die die wissenschaftliche Auseinandersetzung in den siebziger Jahren bestimmt hatten: die Habitualisierungstheorie, die Emotionalisierungstheorie, die Stimulationstheorie, die Katharsistheorie, die Inhibitionstheorie. Hinzu kommen Lerntheorie und die Annahme der Wirkungslosigkeit von Gewaltdarstellungen in den Medien.<sup>4</sup> Gemeinsam ist den ersten vier der genannten Erklärungsmodelle, die auch heute noch gerne in der öffentlichen Diskussion verwendet werden, daß sie auf dem klassischen Wirkungsbegriff basieren. Es handelt sich um eine Vorstellung von Medienwirkungen, die sich am Reiz-Reaktions-Schema (stimulus-response), einem Modell aus der biologischen Verhaltenslehre, orientiert. Zweifelsohne hat man sich in der heutigen soziologisch orientierten Wirkungsforschung von diesem Modell weitgehend verabschiedet. Der »moderne, an einer kognitivistischen Systemtheorie orientierte Wirkungsbegriff« berücksichtigt neben der eigentlichen Aussage des Mediums in gleichem Maße soziale, situationale und personale Randbedingungen. Trimodal nennt sich dies im zeitgenössischen Fachjargon, und man will in die Analyse auch die Aspekte von Medienverfügbarkeit und Mediengewöhnung miteinbeziehen.<sup>5</sup>

Kontextanalyse, Berücksichtigung des sozialen Umfelds, Einbezug der sozial bestimmten und durch Alltagswissen geprägten Rezeptionssituation, so will man meinen, sind für die Kulturwissenschaft nichts wesentlich Neues. Hermann Bausinger hat ihre Berücksichtigung in seinen grundsätzlichen Überlegungen zu Medien und Alltag gefordert, Jan-Uwe Rogge in seinen Studien zum Medienalltag von Kindern, in denen es auch um den Umgang mit Gewaltdarstellungen geht, beispielhaft gezeigt.<sup>6</sup> Ich möchte die Diskussion um Gewaltdarstellungen in den Massenmedien jedoch an anderer Stelle aufnehmen, als Bausinger und Rogge dies getan haben. Dabei geht es

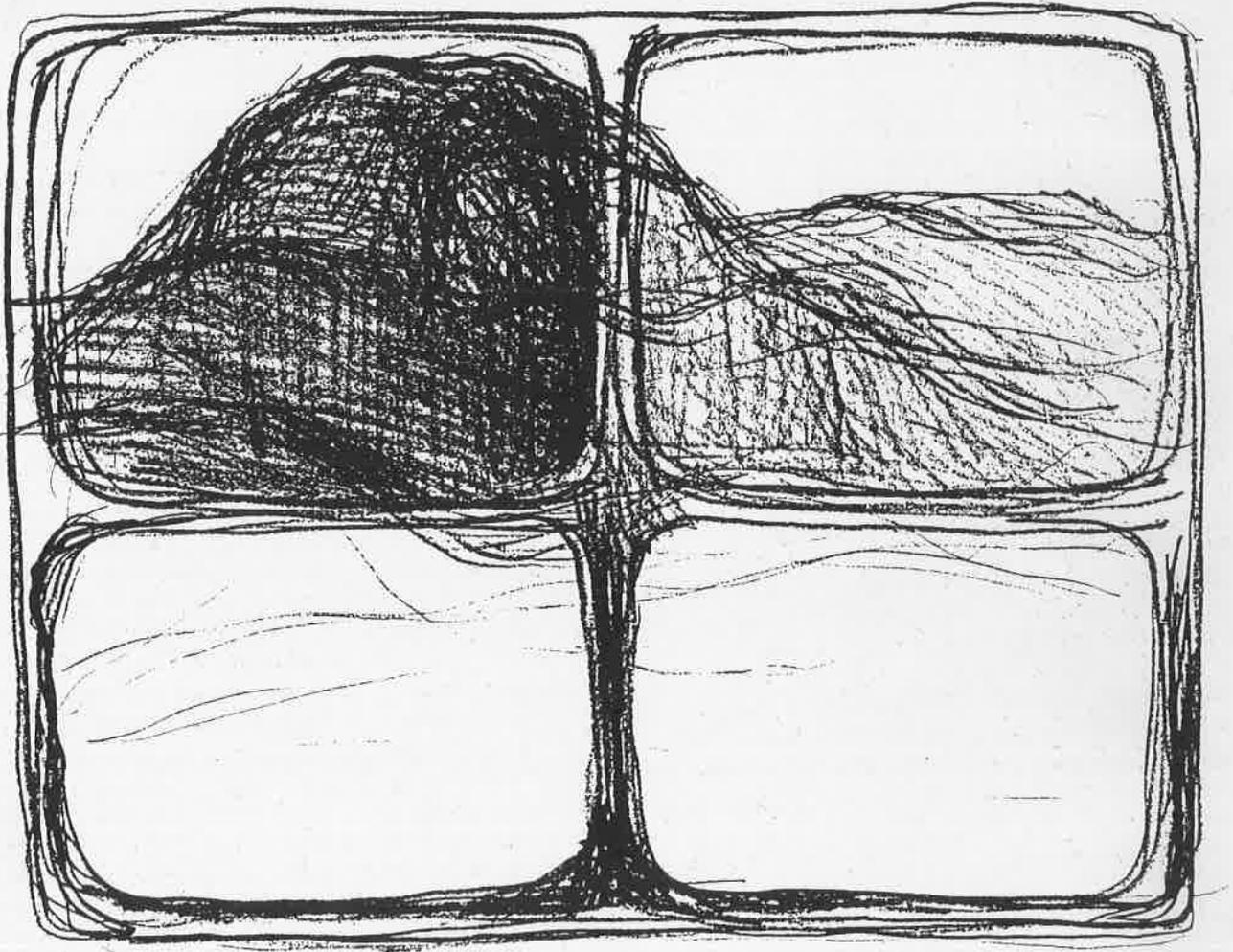
nicht primär um Wirkungsforschung. Ich setze an einer Stelle im Rezeptionsprozeß an, deren Bedeutsamkeit, wie ich meine, auch von der Kulturwissenschaft vielfach übersehen worden ist: Vor der Frage nach der Wirkung steht die nach der Wahrnehmung. Sie ist Bindeglied zwischen Darstellung und Wirkung. Begreift man Wahrnehmung als kulturell geprägte Kategorie, wird die Frage nach der Lesbarkeit und Verstehbarkeit von Gewalt im Fernsehen zu einer spezifisch kulturwissenschaftlichen Problemstellung.

Als Gegenentwurf zum klassischen Reiz-Reaktions-Modell der Verhaltenslehre haben die beiden Neurobiologen Maturana und Varela ihr Modell vom Organismus als autopoietischem System gesetzt. Demnach reagieren Organismen nicht auf Reize, sondern auf Zeichen, die sie interpretieren müssen und aktiv beantworten.<sup>7</sup> Systemtheorie und Semiotik sind die Paten dieser Theorie, sie legen nahe, auch den Menschen als »homo semioticus« wahrzunehmen, ihn als zeicheneutendes und zeichengebendes Wesen zu beschreiben. Bevor ich erläutere, was dies für unsere Wahrnehmung von Medienprodukten bedeutet, gilt es jedoch einen Einwand zu benennen, der die »Wirklichkeit« des medial Wahrgenommenen betrifft. Es handelt sich um einen Einwand, der dem Medium Fernsehen selbst eingeschrieben ist, um jenen alten Medientraum, mit der Wirklichkeit (dem Realen) verwechselt zu werden und diese schließlich ganz zu ersetzen. Die Kunst des Apparates Fernsehen besteht darin, sich als Fenster zu gebärden, das seinen Rahmen vergessen machen will. Es will unsere Bewußtseine in die Illusion führen, sie hätten es mit dem Realen zu tun statt mit dem Imaginären der von uns gesehenen Bilder. Es ist das Versprechen eines Stellvertreters, an unserer Statt dabeizusein, unsere verlängerte Wahrnehmung sein zu wollen. Bei vollem Bewußtsein würden wir wissen, daß wir es mit dem Produkt von Beobachtungen durch eine Kamera zu tun haben, die uns die Perspektive immer schon vorgibt. Nur diese (vor)produzierte Beobachtung können wir selbst beobachten, häufig genug aber lediglich nur wahrnehmen. Visuelle Zeichen und

Stereotypen bewirken oft erstaunlich rasche Orientierung. Die Schnelligkeit des Bewußtseins bedeutet aber gleichzeitig Distanzierung von der Fähigkeit zu beobachten.<sup>8</sup> Mit anderen Worten: Wir müssen das Gesehene zwar deuten und einordnen, können aber nicht seinen Code reflektieren. Die mangelnde Voraussetzung visueller Reflexivität eröffnet uns auf der anderen Seite das Glück des medialen Voyeurs: dabeizusein, aber nur zuzuschauen.<sup>9</sup>

Wenn wir über Gewalt im Fernsehen sprechen, so muß am Anfang aller Überlegungen eine gleichermaßen banale wie folgenreiche Erkenntnis stehen: Gezeigt wird nicht Gewalt, sondern Botschaften (messages) über Gewalt, Repräsentationen, die im Imaginären der gezeigten Bilder und in den übermittelten Reden existieren.<sup>10</sup> Gewalt im Fernsehen kann demnach sehr unterschiedlich wahrgenommen werden, die gleiche Szene entsprechend dem Interpretationsvermögen und dem Vorwissen der Rezipienten recht konträre Deutungen erfahren. Eine jüngst erschienene Studie zum Fernsehverhalten und -erleben von Kindern hat dies in eindrucksvoller Form bestätigt. Kinder benennen brutale oder gewalttätige Szenen häufig nicht als Gewalt, teils weil sie Bedrohliches auf diese Weise ignorieren müssen, teils aber auch, weil sie diese Szenen anders erleben. Wenn He-Man mit seinem Zauberschwert gegen die Bösen kämpft oder wenn sich Bud Spencer durch tumbe Gangster prügelt, dann ist das »für mich Action«, erklärt ein Zehnjähriger. Und ein Neunjähriger bemerkt: »Ich hab' keinen Gewaltfilm gesehen, nur einen Western, da wo geschossen wurde.«<sup>11</sup> Ausschlaggebend für das kindliche Erleben von Gewaltszenen erwies sich neben der persönlichen und sozialen Situation des Kindes aber auch die Frage nach der Referenz zur Wirklichkeit, dem jeweiligen Handlungskontext und Genre.

Man wird über Gewaltdarstellungen im Fernsehen also nicht sprechen können, ohne den jeweiligen Darstellungsrahmen, die herrschende Dramaturgie, das spezifische Genre mitzubetrachten, mit einem Wort: es gilt, die Semiotik des Mediums Fernsehen miteinzubeziehen. Der Begriff Semiotik



Helmut Morawetz

soll hier für die »Zeichenhaftigkeit« des Mediums stehen. Natürlich ist das Erleben und Verstehen von Medieninhalten abhängig vom Vorwissen und der persönlichen Situation des Rezipienten. Dennoch geschieht Decodierung nicht beliebig: Zum einen bedienen sich die Medienprodukte bestimmter Dramaturgien, beispielsweise durch die Verwendung von Musik, bestimmten Einstellungen und Schnitttechniken, die vorbewußt unsere Aufmerksamkeit steuern und unsere Emotionalisierbarkeit manipulieren. Zum anderen bieten die verschiedenen Sendungsformen und Genres konkrete Kontexte, in die das Geschehene eingeordnet und gedeutet werden kann. Es handelt sich bei dem hier angesprochenen Genre-Begriff nicht um eine wissenschaftliche Kategorisierung, sondern um eine des Alltagswissens. In jeder Videothek findet sie sich in der Aufstellungsordnung nach Horror, Action, Fantasy, Komödie, Porno, Krimi usw. Stuart Hall hat am Beispiel des Westerngenres gezeigt, wie die standardisierten Elemente von Aggressions- und Gewaltausübung wie Duell, Saloonschlägerei, Indianermassaker in der Dramaturgie eines Gesamtkontextes stehen, aus der heraus sie verständlich sind.<sup>12</sup> Die Zeichenhaftigkeit erstreckt sich bis auf die Ebene der Darstellung: Im klassischen B-Movie des Western-Genres trägt der Gute einen weißen, der Böse einen schwarzen Hut, und wenn die Geigen erklingen, dann weiß jeder Dreikäsehoch, daß gleich die Liebesszene kommt.

Eine weitere Wahrnehmungsebene wird durch die Semiotik des Fernsehens gesteuert: Sie verdeutlicht ihre Referenz zur Alltagswirklichkeit durch einen bestimmten Sprechmodus, der ebenfalls nur mit einem bestimmten Wissen über die Bedeutung von Medienzeichen und -ritualen verstanden werden kann. Im allgemeinen gilt auch heute noch die klassische Unterteilung des im Fernsehen Gezeigten in die beiden Bereiche des Fiktionalen, häufig mit den unterhaltenden Genres gleichgesetzt, und des Dokumentarisch-Berichterstattenden (gerne mit dem Objektivität assoziierenden Begriff »Information« versehen). Diese Unterscheidung existiert in gleichem Maße im Bewußtsein der Journalisten und

Programmmacher wie dem der Zuschauer. Die Dichotomie »Realität« (bzw. deren Abbild) versus »Fiktion« ist Bestandteil unseres Alltagswissens, insofern, als es sich bei ihr um einen »basalen Eckwert des Wirklichkeitsmodells unserer Gesellschaft« handelt.<sup>13</sup> Ich werde im folgenden diese aus der Medienpraxis entlehnten Begriffe aufgreifen und von fiktionalen bzw. nicht-fiktionalen Genres sprechen. Beide haben ihre Erkennungszeichen und Einsetzungsrituale, mit denen sie ihren Diskurs kennzeichnen. Das Fiktionale verrät sich im Vor- und Abspann als bloß Gespieltes, hier wird die Übersetzung von der Realität in die filmische Wirklichkeit geliefert. Es handelt sich um ein Ritual, das die nachfolgende mediale Wirklichkeit einsetzt, vergleichbar dem Vorhang im Theater. Bei Bedarf oder Not kann das Spiel als solches entlarvt werden: Daß das Blut, das der Krimileiche aus der Schläfe floß, »in Wirklichkeit« nur Ketchup sei, gab ich als Kind immer dann kund, wenn ich die Emotionalisierung durch das Gesehene nicht mehr aushalten konnte. Von Bedeutung ist, daß diese Übersetzungsarbeit erst erlernt werden muß, ein Umstand, der besonders gut am Verhalten von »Medienanfängern« nachzuweisen ist.<sup>14</sup>

Auch das Nicht-Fiktionale kennt seine Einsetzungs- und Übergangsrituale: Wenn die Fernsehuhren der Tagesschau erscheint, die Erkennungsmelodie ertönt, das entsprechende Logo eingespielt wird, dann weiß jedes Kind durch dieses Ensemble akustischer und visueller Zeichen (gesetzt den Fall, es hat die Regeln der Fernsehsemiotik schon begriffen), daß nun ein anderer Diskurs beginnt, der zur ernstesten Welt der Erwachsenen gehört. Wenn Herr Wickert oder Frau Christiansen mit seriöser Stimme die Tagesmeldungen intonieren, weiß man, daß man nun nicht mehr unterhalten, sondern informiert werden soll. Ich spreche mit Bedacht vom Nicht-Fiktionalen, wenn ich mich, wie in diesem Beispiel, auf die Nachrichtenberichterstattung beziehe. Der Begriff des Nicht-Fiktionalen bringt am besten zum Ausdruck, daß der Anspruch, bloße Berichterstattung leisten zu wollen, im wesentlichen in seiner Negativität besteht, nämlich in seiner

Leugnung zu inszenieren. Information gibt vor, bloßes Abbild des Realen zu sein, aufzeichnen zu können, ohne das zu Beobachtende zu manipulieren. Vor diesem Hintergrund ist die Frage, wie nahe Berichterstattung dem tatsächlich Geschehenen kommen kann und soll, ein Problem journalistischer Berufsethik und der Annäherung an einen nie zu erreichenden Grenzwert.

In unserem Zusammenhang aber interessiert der Modus des Sprechens im Namen der Information. Sein Anspruch ist, über Geschehenes zu berichten, über Realität zu handeln, zutiefst aufklärerisch in dem Ansinnen, die Wahrheit zu reden. Es hat in der Geschichte des Sprechens einen Zeitpunkt gegeben, als sich die »objektive Nachricht« von den übrigen Darstellungsmodi des Erzählens losgelöst hat. Wann genau dieser Zeitpunkt gewesen ist, muß an anderer Stelle bestimmt werden. Das Aufkommen neuer Sprech- und Schreiborte wie Zeitung und Zeitschrift, die Entstehung anderer Kommunikationsmodalitäten ist in jedem Falle eng an diese Differenzierung geknüpft. Mit dem Aufkommen der Fotografie glaubte man, nun endlich ein Medium in der Hand zu haben, daß in der Lage sei, Reales abbildhaft festzuhalten. Die Kinematographie hat diese Hoffnung weiter genährt. Die sich entwickelnde Institution Kino hat sich des Sprechmodus der Information oder Berichterstattung in den Wochenschauen bedient, zur gleichen Zeit, als sie die Semiotik des Fiktionalen im Unterhaltungsfilm eingeübt hat. Gerade in den Wochenschauen hat sich das Kino spätestens seit der Kriegspropaganda der Nazis als mögliches Manipulationsinstrument entlarvt. Dennoch ist der Darstellungsmodus der Information ein Modus der Glaubwürdigkeit geblieben.

Ich denke, es dürfte an Hand der gegebenen Beispiele deutlich geworden sein, was mit der Semiotik des Fernsehens gemeint ist und warum es wichtig ist, Gewaltdarstellungen wirklich als Darstellungen zu begreifen, die in einem mehrdimensionalen Kontext stehen, ohne den sie nicht verstanden werden können. Damit ist ein weiteres Problem angesprochen: Die meisten der fiktionalen Genres handeln nicht

## Kuckuck

primär über Gewalt. Sie erzählen vielmehr die großen, immer wiederkehrenden Geschichten unserer Gesellschaft: vom Kampf des Guten gegen das Böse, von Erfolg und Anerkennung, von Freundschaft, von Glück, von Geld, von der Existenz des Irrationalen im Zeitalter der Rationalität ... und immer wieder von Liebe. Sicher mag es Ausnahmen geben, aber es scheint mir so, als ob Gewalt nicht das eigentliche Thema ist. Gewaltdarstellungen spielen viel eher die Rolle eines dramaturgischen Elements, ganz ähnlich wie Szenen diese Funktion übernehmen. Sie spielen es mittlerweile nicht mehr nur in den fiktionalen Genres, sondern auch in manchen Formen der Nachrichtenberichterstattung: Infotainment hat man diese neue Dramaturgie getauft. Die Frage, warum gerade Sex- und Gewaltszenen einen Affektgehalt besitzen, der sie zum »idealen« dramaturgischen Mittel macht, um die Aufmerksamkeit des Zuschauers über Emotionalisierung zu binden, kann hier nicht beantwortet werden. Möglicherweise deswegen, weil sie die Kennzeichen einer gesellschaftlichen Tabuisierung tragen. Festzuhalten bleibt, daß die Darstellung von Gewaltszenen immer perfektionistischer, immer »realistischer« wird, heute mehr denn je durch die Möglichkeiten digitaler Bildmanipulation und -simulation.

Mit der Öffnung des deutschen Fernsehens für private Anbieter sind in den neuen Kanälen Sendungen aufgetaucht, die sich mit der oben beschriebenen klassischen Trennung von Berichterstattung und Fiktion nicht mehr adäquat beschreiben lassen. Ich will versuchen, einige Tendenzen aufzuzeigen, wo die übliche Dichotomie »fiktional - nicht fiktional« am Verschwimmen und Verschwinden ist. Reality-TV heißt der aus den USA kommende Trend, dem sich in Deutschland Sendungen wie »Notruf«, »Auf Leben und Tod - Polizeiass im Einsatz« oder »Polizeireport Deutschland« verpflichtet haben. Es geht, kurz gesagt, um sensationelle und blutige Stories, um Katastrophen, Unfälle, Verbrechen samt dramatischer, heldenhafter Rettung und Happyend. »Die Wirklichkeit soll sich selbst erzählen«, so lautet denn auch das Motto des Reality-TV. Auch hier werden Ge-

schichten, Episoden erzählt, in denen die vorgebliche »Wirklichkeit« kommunizierbar gemacht wird.

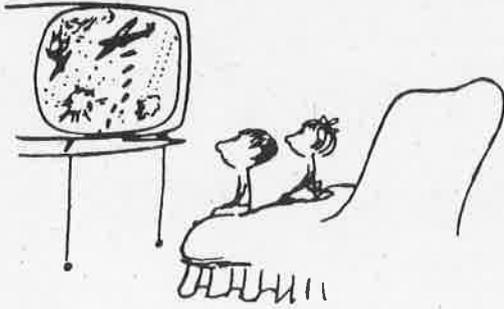
Zwei Beiträge aus der Reihe »Notruf«:<sup>15</sup> Ein Einbrecher steigt in das Haus einer jungen, taubstummen Frau ein, die mit ihren drei Kindern allein ist. Die Frau kann einer versuchten Vergewaltigung in letzter Sekunde entkommen und mit einem der Kinder aus dem Haus zu einer Nachbarin fliehen. Von dort wird die Polizei verständigt. Den Beamten gelingt es, unbemerkt in das Haus einzudringen und den Einbrecher in der Küche festzunehmen, bevor er die beiden kleinen Mädchen behelligen kann. Man entdeckt bei ihm ein Seil und zwei Schlachtermesser. Glücklicherweise schließt die Mutter ihre Kinder in die Arme. Oder: Ein Unfall auf einer amerikanischen Landstraße. Eine Unfallzeugin zieht ein schwerverletztes Opfer aus einem der brennenden Unfallwagen. Die Umstehenden helfen nicht. Kurz nachdem der Frau die Rettung gelingt, explodiert der Wagen. Feuerwehr und Krankenwagen treffen ein, um den Schwerverletzten abzutransportieren. Er überlebt, die Retterin erhält einige Zeit später eine Tapferkeitsmedaille.

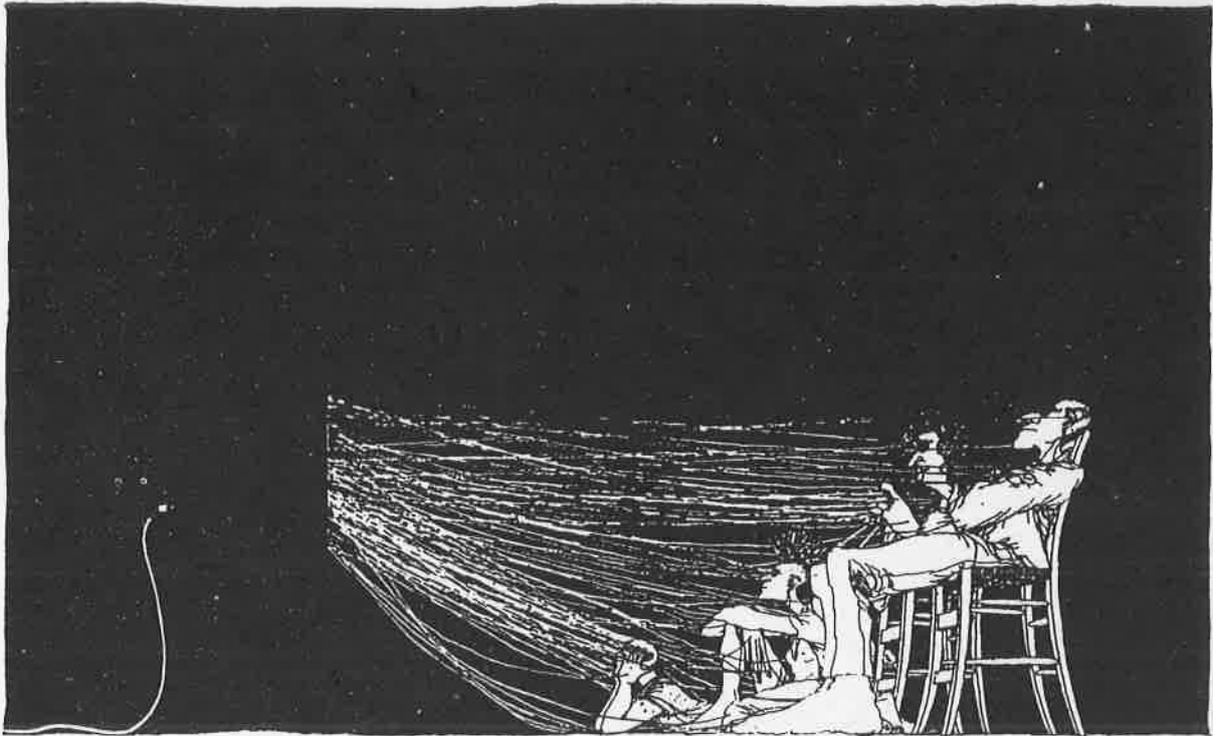
Sämtlichen »Notruf«-Episoden ist ihr positiver Ausgang gemeinsam. Interessanterweise unterscheiden sich die vom amerikanischen Vorbild »Rescue 911« entlehnten Filme durch ein spezifisches Pathos von den deutschen Nachproduktionen. Die amerikanischen Einspielungen demonstrieren ein optimistisch stimmendes Solidaritätserlebnis, die Überzeugung, daß durch gemeinsames Zupacken fast jede Notsituation gemeistert werden kann. Die deutschen Beiträge legen stattdessen ein pseudo-psychologisierendes Fragen über Motive und Intentionen von Opfern und Tätern an den Tag.<sup>16</sup> Es sind also auch kulturell geformte Codes, die sich in der Konstruktion der »message« manifestieren.

Sendungen wie »Notruf« versuchen, die Welt unseres Alltags zu reinszenieren, indem sie »Geschichten von gewöhnlichen Leuten in ungewöhnlichen Situationen« präsentieren wollen, wie ein amerikanischer Macher kürzlich auf einer Tagung in Köln erläuterte.<sup>17</sup>

Diese Reinszenierung versuchen Serien wie »Lindenstraße« auch. Nur mit dem Unterschied, daß sie sich zum Charakter ihrer Inszenierung bekennen. Reality-TV dagegen benutzt den Modus der Berichterstattung, der Information. Ein Beispiel aus der Serie »Notruf« soll dies illustrieren:

Schon der Vorspann der Sendung geht in die Vollen. Es beginnt mit einer Polizeisirene, anschließend erklingt vorwärtstreibende, ins Grelle tendierende Musik, ihr sind Schreie, Sirenen, Polizeifunk als »Originalgeräusche« unterlegt. Dazu gibt es Bilder von Katastrophen, Opfern, Notsituationen. Das alles folgt in schnellem Schnitt in einer grobgerasterten »Amateur-Video-Ästhetik«, mit den stoppenden Bildern einer Wackelkamera. Die Inszenierung simuliert die mit freier Hand bediente Videokamera, will die Aura unmittelbarer Authentizität schaffen. In blutrot wird das »Notruf«-Logo eingeblendet, bedrohlich anwachsend schießt es aus dem linken Bildrand. Währenddessen wird uns schon die nächste Einstellung präsentiert: eine belebte Verkehrsstraße, aus dem Off ertönt eine sachliche Stimme: »Das Notruf-Team meldet sich heute noch einmal aus Grayley in Colorado, vierzig Kilometer nördlich von Denver ...«. Die Kamera schwenkt zu einem Herrn, der angetan mit Sakko und Krawatte in seriöser Manier in ein gelbes Mikrofon diese und andere Sätze spricht. (Ich fühle mich an den Auslandskorrespondenten vor dem Weißen Haus erinnert.) Eine Einblendung »informiert« uns, daß es sich um Moderator Hans Maiser handelt. Er gibt einige Erläuterungen, aus denen hervorgeht, daß er sich an Originalschauplätzen befindet. (Zu Beginn der Serie sprach er stets die Formel: »Alles was Sie jetzt sehen werden, hat sich tatsächlich zugetragen. So und nicht anders.«) Aber schon nach 15 Sekunden Ansage sind wir in der ersten »Geschichte«: Wir sehen eine Straße, aus der Vogelperspektive. Dazu »informiert« eine Stimme aus dem Off: »Es geschah um die Mittagszeit des 10. Juli 1988 auf einer zweispurigen Schnellstraße im nördlichen Kalifornien ...«. Die Namen der Protagonisten werden genannt. Eine Frauenstimme aus dem Off kommentiert die von oben





C.N.C.L.

gefilmten gefährlichen Überholversuche eines Wagens. Noch während ihrer Rede erfolgt ein Schnitt, und die Erzählerin selbst kommt ins Bild, in ihrem Wohnzimmer. Die nächste Szene zeigt sie zusammen mit ihrer Mutter als Beifahrerin in einem Wagen auf jener Straße ...

Diese kleine Sequenzbeschreibung soll zeigen, wie innig fiktionale und nicht-fiktionale Sprechmodi hier verschränkt werden. Die charakteristischen Signets, die den Sprechmodus der Berichterstattung einsetzen (Moderator vor Ort, Nennung von Namen, Tatzeit und -ort), die »authentische Rede« des Augenzeugenberichtes, die »informierende« Stimme aus dem Off sind in eine Dramaturgie eingebunden, die so klassische Suspense-Techniken wie rasche Einstellungswechsel, Wackelkamera, Stopptrick und Zeitlupe verwendet. Immer wieder wechselt die Berichterstattung zur dramatisierten Darstellung der (nachgestellten) Spielhandlung mit Dialogen der Protagonisten selbst. Der Erzähler verschwindet zugunsten der unmittelbaren Handlung, eine Perspektive, die in den meisten Unterhaltungsfilmen, in den fiktionalen Genres insgesamt, deutlich vorherrscht.

Auf Seiten der Macher spricht man von einer »Ausweitung des dokumentarischen Ansatzes« und der »Chance, das Dokumentarspiel einer breiteren Öffentlichkeit rüberzubringen«.<sup>18</sup> Es bleibt zu untersuchen, wie jenes Spiel mit dem Authentischen von der »breiten Öffentlichkeit« wahrgenommen wird. Ich habe versucht zu zeigen, welche Rolle die Semiotik des Fernsehens spielt, um unsere Wahrnehmung zu steuern. Dabei ist zu bedenken, daß »encoding« und »decoding« keine symmetrischen Prozesse sein müssen, daß es andere, individuelle und kollektive Lesarten dessen gibt, was die Macher intendieren. Die »Zapper« montieren und demontieren ohnehin Sinneinheiten, betreiben »wilde Semiose«, um einen Begriff von Aleida Assmann aufzugreifen.<sup>19</sup>

Besondere Aufmerksamkeit sollten wir der weiteren Entwicklung schenken, die die traditionelle Dichotomie von Realität und Fiktion als Deutungsmuster unserer »Wirklichkeit« erfährt. Mit dem Wandel der Mediensysteme verändert sich auch, »welche Wirklichkeitskonstruktionen in welcher Situation wie als relevant ausgezeichnet werden«.<sup>20</sup> Ist aus dem Bild der Wirklichkeit die Wirklichkeit des Bildes geworden, erscheint damit auch Gewalt im Fernsehen nur mehr als Bild, nicht

mehr als Abbild? Immer weniger kann die Referenz auf Wirklichkeit aus dem Bild selbst erschlossen werden, »oft nur noch aus Kontextfaktoren [...] in der Hoffnung auf die Verbindlichkeit der jeweiligen Gattung und der Inszenierung und im Vertrauen darauf, daß man sich z.T. auf Programmplätze und Sendeorte noch verlassen kann«. Das bedeutet auf der anderen Seite, daß alle Entscheidungen über Referenz und Authentizität von Medienangeboten immer abhängiger von den Konstruktionsleistungen des Rezipienten werden.

Ich frage mich, wie die Bilder des Reality-TV decodiert werden und ob sie dazu beitragen, daß Menschen ihre eigene Umwelt, ihren Alltag als gewalttätiger, brutaler wahrnehmen. Die Frage läßt sich mit der Semiotik des Fernsehens alleine, ohne Kenntnis anderer Faktoren wie Vorerfahrungen, soziale Situation, aber auch Medienwissen der Rezipienten nicht beantworten. Festhalten aber läßt sich, daß die Semiotik des Fernsehens unsere Wahrnehmung von Gewalt über semiotische, also kulturell bedingte Standards beeinflusst. In diesem Sinne kann ein Handtaschendiebstahl mehr bewegen und beeinflussen als tausend tote Indier.

## ANMERKUNGEN:

- 1 Diese und die folgenden Textpassagen aus der Studie wurden zitiert aus einer gekürzten Fassung des Vorstellungspapieres, das die Frankfurter Rundschau vom 25.4.1992 unter dem Titel »Mit Gewaltszenen buhlen TV-Anstalten um Einschaltquoten« abgedruckt hat.
- 2 Michael Kunczik: Brutalität aus zweiter Hand. Wie gefährlich sind Gewaltdarstellungen im Fernsehen? Köln, Wien 1978, S. 101.
- 3 Kunczik, S. 28.
- 4 Kunczik, S. 34.
- 5 Klaus Merten: Allmacht oder Ohnmacht der Medien? Erklärungsmuster der Medienwirkungsforschung. (Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit, Studienbrief 22), hg. vom Deutschen Institut für Fernstudien. Weinheim, Basel 1990, S. 45.
- 6 Auf folgende Beiträge sei verwiesen: Hermann Bausinger: Alltag, Technik, Medien. In: Sprache im technischen Zeitalter 89 (1984), S. 60-70; Jan-Uwe Rogge: Der Hunger nach Erleben und »action«. In: Konrad Köstlin (Hg): Kinderkultur (25. Deutscher Volkskunde-Kongreß in Bremen vom 7.-12. Oktober 1985), Bremen 1987, S. 247-254.
- 7 Humberto R. Maturana/Francisco J. Varela: Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München 1987.
- 8 Peter M. Spangenberg: TV, Hören und Sehen. In: H. U. Gumbrecht/K. L. Pfeiffer (Hg): Materialität der Kommunikation. Frankfurt/M. 1988, S. 784.
- 9 Ruedi Lüscher: Informationsspiele. In: Tumult 5 (Nach der Demokratie im Fernsehraum), S. 122.
- 10 Dieser Hinweis auf die generelle Zeichenhaftigkeit des Fernsehens findet sich u.a. bei Stuart Hall: The Television Discourse. Encoding and Decoding. In: Winfried Fluck: Populäre Kultur. Ein Studienbuch zur Funktionsbestimmung und Interpretation populärer Kultur. Stuttgart 1979, S. 187.
- 11 P. Best/R. Pescher/B. Schorb/H. Theunert: Zwischen Vergnügen und Angst. Fernsehen im Alltag von Kindern. Eine Untersuchung zur Wahrnehmung und Verarbeitung von Fernsehinhalten durch Kinder aus unterschiedlichen soziokulturellen Milieus in Hamburg, (= Schriftenreihe der HAM, Bd. 5). Berlin 1992, S. 131 ff.
- 12 Hall, S. 187 f.
- 13 Siegfried J. Schmidt: Medien, Kultur: Medienkultur. Ein konstruktivistisches Gesprächsangebot. In: ders. (Hg): Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Bd. 2. Frankfurt/M. 1992, S. 444. Ich möchte an dieser Stelle deutlich darauf hinweisen, daß ich die Dichotomie »real - fiktional« keineswegs für eine im epistemologischen Sinne brauchbare Unterscheidung halte. Ich halte den Begriff »fiktional« deswegen für problematisch, weil er mehrdeutig ist. Er kann abzielen auf a) die Selbstautorisierung des Sprechers; d.h. derjenige, der einen Diskurs einsetzt, kann ihn für wahr (authentisch) oder fiktional (erdacht) erklären; b) das Urteil des Betrachters, der das Gezeigte an seinem Wirklichkeitsbegriff mißt und danach über den Realitätsgehalt entscheidet.
- 14 Ein Beispiel findet sich in den Interviews, die Lothar Mikos und Jan-Uwe Rogge zur frühen Mediennutzung (Kino, Radio) durchgeführt haben. Eine Frau berichtet, wie sie als junges Mädchen von ihrer Cousine über den nur gespielten Charakter des Kinofilms aufgeklärt wurde. Lothar Mikos/Jan-Uwe Rogge: Der 'Stürmer' als Horrortexte. Erinnerungen an die Mediennutzung in den zwanziger und dreißiger Jahren. In: medium 18 (1988), H. 3, S. 58 f.
- 15 Sendung vom 30.7.1992, RTL plus, 21.10 Uhr
- 16 Ulrich Lalatte: »Stellen Sie sich vor, Sie sind eine Geisel«, »Notruf« - 'Reality-TV' für Voyeure bei RTL plus. In: Medien-Kritik vom 16.3.1992.
- 17 Es handelt sich um Peter Herdrick, Produzent von »A Current Affair« in New York; zitiert nach: Andreas Rossmann: Tote und Tabus. Eine Kölner Debatte über 'Reality-TV' und seine Grenzen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.6.1992.
- 18 So Olaf Kracht, Moderator von »Polizeiasse im Einsatz«; zitiert nach: Doris Metz: Wenn Nachrichten zu langweilig werden. 'Reality-TV-Shows': Ein umstrittener Einbruch der Wirklichkeit ins Fernsehen. In: Süddeutsche Zeitung vom 9.6.1992.
- 19 Aleida Assmann: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Gumbrecht/Pfeiffer: Materialität der Kommunikation ..., S. 237-251.
- 20 Dieses und die folgenden Zitate vgl. Schmidt, S. 446 f.



Werner Nydegger

# SCHÖNER ALS DIE

## Überlegungen zur Gewalt in der Autogesellschaft

Wolfgang Wehapp

*»Ich denke mir oft: Ich habe mit Leuten zu tun, wenn die im Auto sitzen, wenn man sie dann erlebt - das ist ein Potenzverstärker, und nicht nur das«*

(ein Autofahrer in der SWF-Dokumentation »Der Autobahnkrieg« von Thomas Schadt, 1991)

Fast 1.400 Tote und mehr als 60.000 Verletzte im Jahr sind augenfälligstes Ergebnis der Gewalt, die auf Österreichs Straßen herrscht. Daß dieses Maß an beispielloser Gewaltanwendung gesellschaftlich toleriert wird, deutet Franz M. Bogner, Geschäftsführer im Kuratorium für Verkehrssicherheit, als Tribut an die Mobilität, »sozusagen als unabdingbares Menschenopfer auf dem Altar der freien Fahrt für freie Bürger«.<sup>1</sup>

Der deutsche Religionssoziologe Klaus-Peter Jörns führt diesen Gedanken weiter: Er geht davon aus, daß unsere Bereitschaft zum Menschenopfer einer noch lange nicht überwundenen Blutfrömmigkeit entspringt<sup>2</sup>. Vorchristliche Menschenopfer, wie sie zwar durch den Sühneopfertod Jesu auf Golgatha »offiziell« für obsolet erklärt wurden, werden in bestimmten Situationen wieder aktualisiert, und zwar dann, wenn es um zur Lebenssicherung notwendige Opfer geht. Jörns schließt: »Und wo in vergangenen Epochen der Religionsgeschichte Götter und Götterinnen als Empfänger der Menschenopfer geglaubt worden sind, stehen heute zu absoluten Werten aufgerückte Werte wie Mobilität.«<sup>3</sup>

Als primäres Bezugsobjekt des Wertes Mobilität fungiert das Automobil, das Sich-selbst-Bewegende, verkürzt Auto, das Selbst. Sprache ist veräterlich: Das gesellschaftlich allgemein anerkannte, ästhetisch und leistungsmäßig meist eindrucksvolle Auto muß das Selbst vertreten. Der Zivilisationskritiker Peter Sloterdijk geht noch weiter: »Weil in der Moderne das Selbst ohne seine Bewegung gar nicht gedacht werden kann, gehören das Ich und sein Automobil metaphysisch wie Seele und Körper derselben Bewegungseinheit zusammen.« Mit Sloterdijks Worten ist das Auto »das technische Double des prinzipiell aktiven Transzendentsubjekts«.<sup>4</sup>

Zu dieser behaupteten Symbiose von Mensch und Maschine, die übrigens ein Lieblingsthema der Autowerbung darstellt, bietet sich auch der Zugang über die Tiefenpsychologie an, der, wie Hans Peter Patrutt, dem Auto die Rolle als institutionalisierte Ersatzmutter zuspricht: »Wie eine kleine Burg bietet das Automobil Schutz vor Witterung und vor den Fahrzeugen der Mitmenschen. Die kleine Burg ist weich ausgekleidet und vermittelt Geborgenheitsgefühl. Wenn sie in Fahrt kommt, hat sie sogar etwas von einer schaukelnden Wiege. Besonders Kinder werden darin rasch in den Schlaf gelullt.«<sup>5</sup>

Hannes Krall stößt in seiner Deutung des alljährlichen GTI-Treffens in Reifnitz (Maria Wörth), für die er den ethnopsychoanalytischen Ansatz verwendet, auf regressive Tendenzen am Beispiel der Wiederherstellung von

Geschlechterrollen und »Vereinigungszeremonien«: »Über das Projekt 'Auto' wird eine übersichtliche Welt geschaffen, die Sinn und Orientierung verspricht, Schutz bietet und die Erfahrung von eigener Größe und Wichtigkeit ermöglicht.«<sup>6</sup> Die von Krall angesprochene »Rache des kleinen Mannes« kann nicht nur als letztlich erfolgloser Versuch der Auflehnung gegen die »in einer Gesellschaft struktureller Unterdrückung erlebten Ohnmacht« interpretiert werden, sondern birgt auch eine »Rache an der Zivilisation« in sich. Das Auto, dieses großartige Projekt der Moderne, der Motor der Konsumgesellschaft schlechthin, als Fluchtpunkt der Regression in frühere Stadien der persönlichen und zivilisatorischen Evolution.

Das Auto wird zu einem Teil der Identität, ein Kratzer am Auto ist ein Kratzer an der eigenen Person. »Gerade diese hohe Emotionalität dürfte eine Ursache dafür sein, daß im Verkehrsalltag hohe Gereiztheit und tendenzielle Aggression herrscht«, schlußfolgern die Wiener Verkehrspsychologen Werner Klemenjak und Rainer Christ in einer Untersuchung der österreichischen Autofahrermentalität<sup>7</sup>. Der tausendfache Tod auf den Straßen ist da nur letztes dramatisches Ergebnis von gewaltsamen Strukturen, die unserer - primär männlichen - Autokultur zugrundeliegen. Im täglichen Leben wird der Fußgänger von der Straße gehüpft, das Kleinkind gezwungen, die Abgase einzuatmen, und seine Mutter davon abgehalten, sich im dichten und schnellen Kfz-Verkehr mit dem Fahrrad auf die Hauptstraße zu getrauen.

# NIKE VON SAMOTHRAKE...

Genau genommen wirkt das Auto strukturell gewaltsam allein durch seine Omnipräsenz, die keine Alternativen (z.B. öffentlichen Verkehr auf dem flachen Land) zulässt: Wer sich ihm verweigert, läuft Gefahr, ein Außenseiter zu werden, zumindest aber hat er weniger Entfaltungsmöglichkeiten.

Am Ende der Führung durch die Ausstellung »Glaube und Macht« auf Burg Strechau<sup>8</sup> wies der junge Führer von der Bastei auf das breite Band der Pyhrn-Autobahn tief unten im Tal: »Das ist Glaube und Macht heute; der Glaube an die Automobilität und die Allmacht der Straßenbauer.« Oder ist es nicht ebenso Gewalt, wenn auch struktureller und institutionalisierter Art, wenn Bauern im Ennstal für ein Straßenprojekt enteignet, soziale Beziehungen der Menschen untereinander gestört, die Lebensqualität in den Städten verschlechtert und die Lebensräume von Flora und Fauna zerschnitten werden? »Das Auto zerstört alles, was man mit ihm entdecken kann«, formuliert der Schweizer politische Philosoph Denis de Rougemont, der das Auto neben Hitler zur größten Geißel des Jahrhunderts zählt<sup>9</sup>.

Unsere Autokultur ist gemacht, da hat Martin Scharfe recht. Im Gegensatz zu seiner Meinung gibt es jedoch triftige Gründe, das Auto doch als Fetisch, als von sich selbst heraus wirkendes Objekt, zu bezeichnen. Scharfe setzt seiner kategorischen Zurückweisung des Fetisch-Begriffes die »Unvermeidlichkeit der Autogesellschaft« entgegen und lenkt die Diskussion auf die histo-

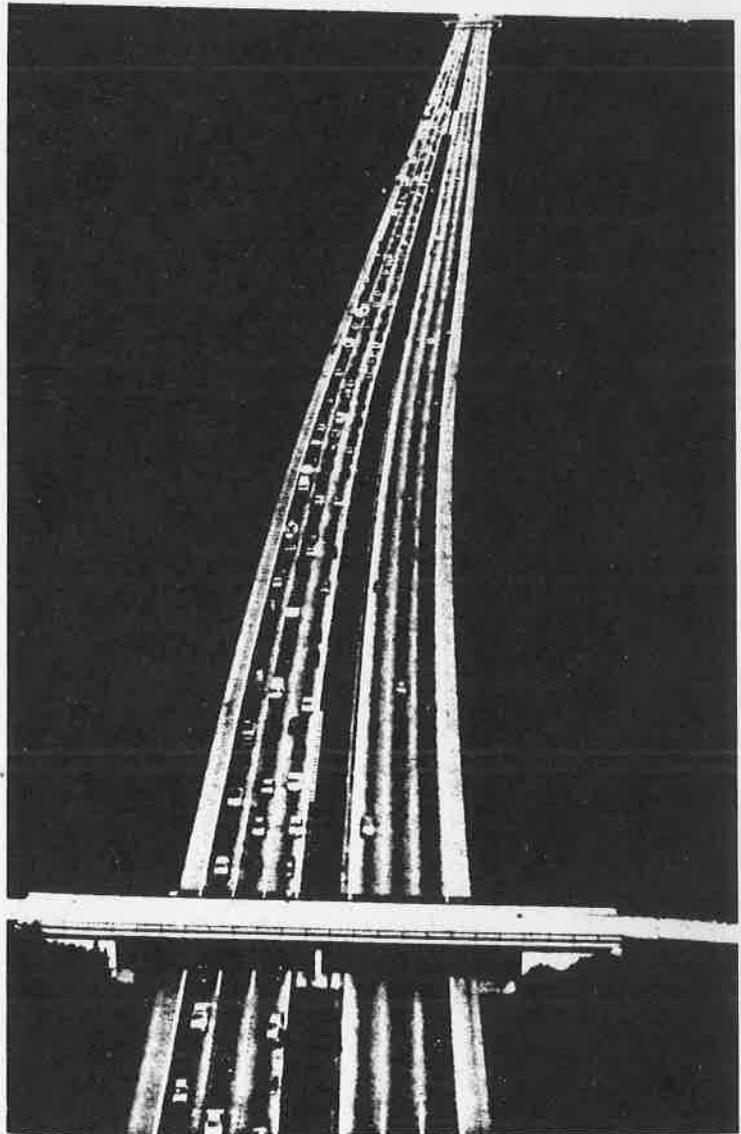




Foto: Roßbacher/Verhovsek

risch-materialistische Analyse<sup>10</sup>; ein Unterfangen, das bei der Entschlüsselung des Phänomens Automobilität nur wenig weiterbringt<sup>11</sup>.

Folgen wir Scharfe, so zeichnet sich das Auto durch die Qualitäten Verfügbarkeit, seiner Eignung zum Privatbesitz, die erreichbare Engmaschigkeit, die Geschwindigkeit und die Lenkbarkeit aus<sup>12</sup>. Dabei ruft er Michael Haberlandt als Kronzeugen auf, der 1900 in »Kultur im Alltag« von der »Emanzipation des Individuums von dem schwerfälligen Gemeinverkehr« spricht. In die gleiche individualistische Kerbe schlägt auch Willy Hellpach, der 1902 »die Ablösung der kommunistischen Transportmittel, in denen der Einzelne, eingepfercht, passiv und tausenderlei unlustvollen Reizen preisgegeben, fortgerollt wird, durch das persönlich geleitete Gefährt« begrüßt. Hellpach nennt den sich anbahnenden Prozeß »Entgleisung«.

Das Auto setzt das neuzeitliche Projekt der Individualisierung konsequent fort und stellt soziale Hierarchien wieder her, über die eine nivellierende Eisenbahn »drübergefahren« war. Die Eisenbahn leitete zwar die Mobilmachung heutigen Stils ein, ihre Perfektionierung

schaffte aber das Automobil, in dem das Konzept des alten Individualverkehrsmittels Kutsche mit dem übermenschliche Kräfte verleihenden Maschinenantrieb fusioniert wurde. Die Qualität der Verfügbarkeit führte Henry Ford ein, der das Auto - besonders durch die Einführung des Fließbandes und den sich daraus ergebenden sinkenden Preis - breiten Massen zugänglich machte.

»Das Interesse der Produktion muß dem des Produzenten vorgehen«, beschloß Ford das letzte Kapitel seiner Biografie und skizzierte damit das Muster der Industriegesellschaft nach marktwirtschaftlichen Spielregeln: Je schneller die Arbeiter arbeiten, desto mehr verdienen sie, umso mehr können sie konsumieren und Bedürfnisse befriedigen, die - von außen - zum Zwecke der weiteren Produktionssteigerung stimuliert werden. Denis de Rougemont bezeichnet Ford als »philanthropischen Mechaniker«, der seinen Arbeitern den Rhythmus der Maschinen aufgezwungen hat<sup>13</sup>.

Dem Wesen progressiver Prozesse, die - so Sloterdijk - mit ethischen Initiativen beginnen, um in kinetischer Selbstläufigkeit fortzufahren, entspricht

das Agens der Mobilmachung. Bereits Ernst Jünger löste das Phänomen der Mobilmachung in den frühen 30er Jahren aus der ursprünglich militärischen Spezialbezeichnung heraus. Der Futurist Filippo Tommaso Marinetti legte das Gedankenkonstrukt, das diesem politisch-kinetischen Grundprozeß der Moderne immanent ist, sehr früh offen: »Nach der Zerstörung des veralteten Guten und des veralteten Bösen schaffen wir ein neues Gutes, die Geschwindigkeit, und ein neues Böses, die Langsamkeit. Die Geschwindigkeit = die Synthese jeden Mutes in Aktion. Die Langsamkeit = die Analyse jeder stagnierenden Vorsicht. Passiv und pazifistisch...«<sup>14</sup>. Marinettis Bekenntnis: »Wenn das Gebet Kommunikation mit der Gottheit ist, so ist mit hoher Geschwindigkeit rasen ein Gebet«, findet sich auch in aktuellen religionsphilosophischen Interpretationen wieder, z.B. bei der US-amerikanischen Kulturforscherin Felicitas Goodman, die das Defizit an Trance- und Ekstaseerfahrung in unserer Kultur mit dem Gebrauch des Autos als »Rauschmittel« in Zusammenhang bringt.

Marinetti kreiert in seinem 1. Futuristischen Manifest 1909 auch so etwas wie eine martialische Tempo-Ästhetik:

»Wir erklären, daß die Herrlichkeit der Welt sich um eine neue Schönheit bereichert hat: die Schönheit der Geschwindigkeit. Ein Rennwagen, dessen Karosserie große Rohre schmücken, welche Schlangen mit explosivem Atem gleichen...ein aufheulendes Automobil, das auf Gewehrgeschossen zu laufen scheint, ist schöner als die Nike von Samothrake!«<sup>15</sup>

Aus heutigem Blickwinkel sieht der französische Philosoph Paul Virilio das Tempo als das Machtinstrument der Moderne und gleichzeitig als ihre »Verwöhnungsmaschine«. Nach Virilio unterliegt der Lenker einer gewissen Wahrnehmungsstörung, »weil die Geschwindigkeit unsere Kenntnisnahme von Distanzen (...) zunehmend außer Kraft setzt, indem sie uns gewaltsame

Nähe beschert, entfernt sie uns im gleichen Maße von der wahrnehmbaren Wirklichkeit«<sup>16</sup>.

Tempo, Kraft und die Überwindung des Raumes waren es auch, was die nationalsozialistische Propaganda zum Konzept der »totalen Mobilmachung« inspirierte. In der Verknüpfung von zivilen und militärischen Interessen baute man Porsches KdF-Wagen, betonierte die ersten großen Autobahnen durch das Land und rüstete für den Blitzkrieg. Fritz Todt, für den Autobahnbau Verantwortlicher des Reiches, vergleicht den neuen Verkehrsträger mit den mannhaften deutschen Tugenden: »Unserem nationalsozialistischen Wesen entspricht die neue Straße Adolf Hitlers, die Autobahn. Wir wollen unser Ziel weit vor uns sehen, wir wollen

gerade und zügig dem Ziel zustreben; Durchkreuzungen überwinden wir, unnötige Bindungen sind uns fremd. Ausweichen wollen wir nicht...«<sup>17</sup>

Was hier in der NS-Ideologie zuge-spitzt wurde, hat seine Wurzeln ohne Zweifel weit zurück in der Aufklärung und - elaborierter - im dialektischen Materialismus. Was dabei auffällt: Ein-ander entgegengesetzte Weltanschauungen treffen sich im Glauben an den Fortschritt, die Entgrenzung der Bedürfnisse wird zur Prämisse moderner Gesellschaftsmodelle. Der österreichische Ökonom und Nobelpreisträger Friedrich August von Hayek (1899 - 1992), ein glühender Verfechter der freien Marktwirtschaft, erklärte uns, was Fortschritt ist, nämlich Bewegung um der Bewegung willen.

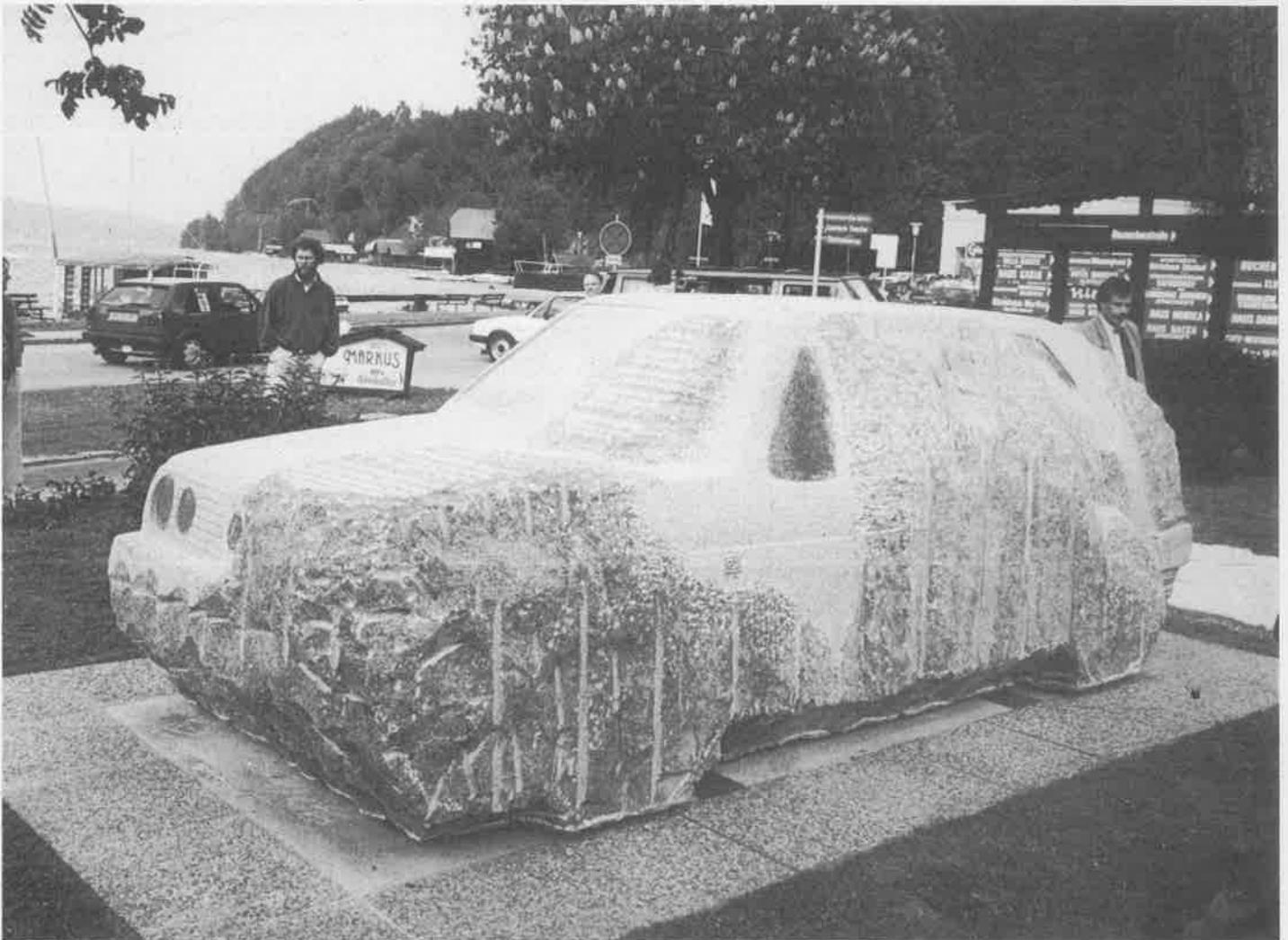


Foto: Eggenberger

Sloterdijk zitiert Marx, der seiner Meinung nach die sittliche Mystifikation des Kinetischen durchschaut hat: Der kategorische Imperativ Kants ist demnach weniger ein ethischer als ein kinetischer Satz, er sagt weniger, was du tun sollst, als was du umstürzen muß, um es tun zu können, nämlich alle Verhältnisse, die das kinetische Potential des Menschen hemmen.

Hier ist es an der Zeit, die Meta-Ebene zu verlassen und in die profanen Tiefen der Gewalt einzutauchen. Der US-amerikanische Gewaltforscher Rollo May definiert Gewalt als »eine explosive Äußerung des Drangs, das zu zerstören, was als Hindernis für die eigene Selbstachtung und das eigene Wachstum, als Einengung der Bewegungsfreiheit betrachtet wird«<sup>18</sup>. Dieser Wunsch zu zerstören, so May weiter, kann von einem Menschen in dem Maße Besitz ergreifen, daß er alles zerstört, was sich ihm in den Weg stellt. Er schlägt blind um sich und zerstört dabei oft auch die Menschen, die ihn lieben, und schließlich sich selbst«.

Das Auto bietet sich geradezu an, für die »explosive Äußerung der Machtlosigkeit« Ventil zu sein. Es ist gesellschaftlich als Vehikel des Über-Werts Mobilität akzeptiert, für dessen Sicherung man bereit ist, auch Opfer in Kauf zu nehmen. Es verschafft Teilhabe an dem, was schneller ist als wir selbst, uns also übermenschliche Kräfte - »übermenschlich« im Sinn von »nicht mehr in der Gewalt haben« - verleiht. Kräfte, die noch dazu leicht freizusetzen sind, sozusagen auf Knopf- oder besser: Gaspedaldruck oder auch: Abzugshahndruck.

Allgemein geht man davon aus, daß Gewalt und Aggressivität »abhängig vom vielfältigen Zusammenspiel von triebbestimmten Antriebspotentialen und gesellschaftlich erwarteten und erzwungenen Kultur- und Verhaltensmustern«<sup>19</sup> ist, also sowohl individuelle als auch gesellschaftliche Ursachen haben kann. Das Spektrum der Motive, die Gewalt freisetzen, um dem »kinetischen Potential« den Weg für seine weitere Expansion zu bahnen, ist vielschichtig und untereinander verwoben. Als Instrument dient aber, und das

ist das Thema, oft das Auto, von dem man, so Katharina Steffen, häufig den Eindruck hat, es »sei eigentlich zu groß für den Menschen, zu stark, zu potent, zu solide, eigentlich eine Überforderung - was sich natürlich niemand sagen lassen wird«<sup>20</sup>.

Wir haben die Risiko-Multiplikationsmaschine Auto nicht in der Gewalt und - was noch schlimmer ist - wir haben uns selbst nicht in der Gewalt, wenn wir sie benutzen. Und entschließen wir uns, sie nicht zu benutzen, dann sind wir es, die ihrer Gewalt direkt und indirekt ausgesetzt sind.

Wie dem zu begegnen wäre? Mit der heute von Nischen-Instituten geübten, zwar gut gemeinten, aber sehr beschränkt wirksamen Verkehrssicherheitsarbeit wohl kaum. Diese versucht das Auto zum Gebrauchsgegenstand zu ent-emotionalisieren und die Werte, die mit dem Auto verbunden sind, im positiven Sinn zu verlagern<sup>21</sup>, erfaßt aber die Komplexität des Gewaltsystems »Automobilismus« nicht.

Man müßte schon die Autogesellschaft auf neue Schienen stellen, ihr »kinetisches Potential« in Regelkreise binden und so Hellpachs »Entgleisung« wieder rückgängig machen. Ein progressiver Schritt in diese Richtung, wie er in den skandinavischen Ländern schon mit Erfolg gegangen wurde, erfordert politische Entschlossenheit und zwar handfest in Form von entsprechenden Gesetzen, Kontrollen und Strafen. Bei uns scheint es hingegen noch immer opportuner zu sein, der beispiellosen Gewaltanwendung auf den Straßen zuzusehen, als die - vordergründig unpopulären - Konsequenzen zu ziehen.

ANMERKUNGEN:

- 1 Franz M. Bogner: Wie wir täglich sterben lassen. In: Grazer Journal Nr. 33, März 1990, S.3.
- 2 Klaus-Peter Jörns: Krieg auf unseren Straßen. Die Menschenopfer der automobilen Gesellschaft. Gütersloh 1992, S. 70 ff.

- 3 Ebda, S. 77.
- 4 Peter Sloterdijk: Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik. Frankfurt am Main 1989, S. 42.
- 5 Hans Peter Patrut: Der epochale Winter. Zeitgemäße Betrachtungen. Zürich 1987, S. 148.
- 6 Hannes Krall: Das Automobil oder »Die Rache des kleinen Mannes«. Verborgene Bedeutungen des Internationalen Golf-GTI-Treffens in Maria Wörth/Kärnten. Klagenfurt 1991, S. 161 f.
- 7 Werner Klemenjak, Rainer Christ: Autofahrermentalität in Österreich. In: Psychologie in Österreich 4/91, S. 87-90.
- 8 Glaube und Macht, Ausstellung auf Burg Strehau (Obersteiermark) von 16.5. bis 1.11.1992, potestantische »Ergänzung« zur Landesausstellung »Barock« auf Schloß Trautenfels.
- 9 Denis de Rougemont: Die Zukunft ist unsere Sache. München 1987 (1977), S. 173 ff.
- 10 Martin Scharfe: Fetisch Auto - »FETISCH Auto«. In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde 1/90. Graz, S. 4-9.
- 11 In diesem Zusammenhang finde ich Sloterdijks Bemerkung interessant, daß die bisher bekannten kritischen Theorien marxistischer und Frankfurter Provenienz noch gegenstandslos geblieben sind, weil sie entweder ihr Objekt, die kinetische Realität der Moderne als Mobilmachung, nicht erfassen oder eine kritische Differenz zu dieser nicht aufzeigen können, da sie selbst ihrer Wirkung nach Mobilmacher sind.
- 12 Martin Scharfe: »Ungebundene Circulation der Individuen«. Aspekte des Autogebrauchs in der Frühzeit. In: Zeitschrift für Volkskunde, Halbjahresschrift der Dt. Gesellschaft für Volkskunde, 86. Jg., 1990/II, S. 216-243.
- 13 wie Anm. 7, S. 174 ff.
- 14 zit. nach Jörns, S. 87.
- 15 zit. nach ebda, S. 85.
- 16 Paul Virilio: Der negative Horizont. München 1989 (1984), S. 145.
- 17 Rede am 27.9.1933, zit. nach: Eduard Schönleben: Fritz Todt, Der Mensch, der Ingenieur, der Nationalsozialist. Oldenburg 1942, S. 13.
- 18 Rollo May: Die Quellen der Gewalt. Eine Analyse von Schuld und Unschuld. Wien 1974 (1972), S. 197.
- 19 Dieter Senghaas: Aggressivität und kollektive Gewalt. Stuttgart 1971, S. 30.
- 20 Katharina Steffen: Übergangsrituale einer automobilen Gesellschaft. Eine kulturanthropologische Skizze. Frankfurt am Main 1990, S. 17.
- 21 vgl. Anm. 7.

# „Wollen Sie arbeiten? Sie wollen nicht?“

Einige Aspekte zur strukturellen Gewalt gegenüber Arbeitslosen am Arbeitsmarkt.

Johannes Moser

Der diesjährige Nobelpreisträger für Wirtschaftswissenschaften Gary S. Becker wurde vor allem dafür geehrt, außerökonomische Faktoren wie menschliches Verhalten in die ökonomischen Modelle eingebaut zu haben. Dies praktizierte er im Zusammenhang mit dem Arbeitsmarkt auch für die Frage der Diskriminierungen, die er als irrationales Verhalten darstellte, das nicht nur die Diskriminierten, sondern ebenso die Diskriminierenden schädige.<sup>1</sup> Beckers Ansätze vermögen empirischen Untersuchungen jedoch nicht standzuhalten; die »tastes for discrimination«, wie er sie nannte, können für die Unternehmer zwar Kosten verursachen, jedoch nicht in jenen Fällen, wo diskriminierende Praktiken so weit verbreitet sind, daß daraus möglicherweise Kostenvorteile für Unternehmer entstehen (z. B. durch Ausbeutung). Windolf und Hohn behaupten beispielsweise für den Arbeitsmarkt, das rationale Motiv der Diskriminierung liege in der Monopolisierung von Erwerbschancen.<sup>2</sup> In der Folge versuche ich an einigen Aspekten zu zeigen, wie sehr vor allem Arbeitslose - gerade bei hoher Arbeitslosigkeit - von dieser Mo-

nopolisierung der Erwerbschancen betroffen sind und wie speziell die gängigen Einstellungen gegenüber Arbeitslosen, z. B. der Vorwurf der Arbeitsunwilligkeit, dieses Verhalten beeinflussen.<sup>3</sup> Vorwiegend jene Arbeitslosen, die vom Arbeitsamt vermittelt werden, treffen bei Unternehmern auf besondere Ressentiments, aber auch die Arbeitslosen ihrerseits sind von jenen Stellen, die über das Arbeitsamt vermittelt werden, nicht gerade begeistert. Ein treffendes Beispiel dazu und vor allem für die Verfestigung dieser Einstellung bieten zwei meiner Interviews, die das Problem von zwei verschiedenen Seiten verdeutlichen.<sup>4</sup> Der Besitzer des Containerdienstes Kurz hatte mir seine Erfahrungen bei Einstellungsgesprächen mit Mitarbeitern geschildert. Hingegen hatte sich der saisonarbeitslose Herr Maier einmal bei besagter Firma Kurz vorgestellt und beschrieb mir diese Erfahrung.<sup>5</sup>

Herr Kurz erzählte, er suche mittlerweile nicht mehr über das Arbeitsamt, weil die, was vom Arbeitsamt kommen oder geschickt werden, sind pfuh, ich will's nicht so formulieren, aber anscheinend teils schwer Vermittelbare oft dabei, und vielleicht versuchen sie

halt, ah, ah, probieren wir, daß wir den dort anbringen, weil der ist schon lang arbeitslos und so auf der Basis. Bei den Leuten, die vom Arbeitsamt kommen, stimme schon die Optik nicht, weil der soll nicht abgeschmiert oder was weiß ich was daherkommen, nicht. Und daraus ah ah muß ich sagen, haben wir eigentlich mit dem Arbeitsamt nicht gar so eine Freude, weil die was gekommen sind, die sind entweder Krankenstandler und und und alle alle alle Sachen haben wir halt erlebt, nicht. Außerdem gebe es darunter viele Arbeitsunwillige, weil die kommen mit den Zetteln vom Arbeitsamt, nicht, und entweder paßt ihm das nicht, oder, oder - ja, sie haben halt alle möglichen Ausflüchte. Ob die sprachlichen Unsicherheiten, die Wortwiederholungen und Ahs daher rühren, weil Herr Kurz überlegen muß, was er zur Bekräftigung seines Standpunktes noch anführen muß, ob seine Erfahrungen wirklich alle stimmen - immerhin hat er nur vier Beschäftigte und sucht hauptsächlich über Inserat; weiters wollten die Leute vom Arbeitsamt angeblich gar nicht zu arbeiten beginnen, obwohl er aber doch zumindest einen genommen haben muß, der ihm dann den Beleg für sein Krankenstandsbeispiel (im Plural!) lieferte-, interessiert hier weniger als je-

## Kuckuck

nes Bild, das er zeichnet und von dem man sagen könnte, daß es zum common sense in gewissen Unternehmerkreisen geworden ist.

Herr Maier beleuchtet seine Erfahrung einer Vorstellung bei der Firma Kurz aus einem anderen Blickwinkel. Das Arbeitsamt habe ihn der Firma Kurz zugewiesen, *das war eine Containerfirma, das war eine Katastrophe dort. [...] Da bin ich einfach hingekommen, habe den Zettel hingegeben; es waren schon mehrere dort, die war gar nicht irgendwie begeistert, sie hat zwar das dem Arbeitsamt hineingegeben, und dann - es ist nicht viel Drumherum - so viel bekommen Sie einfach bezahlt, ob Sie wollen oder nicht.* Dann wird Herr Maier in seiner Erzählung deutlich lauter, weil er offensichtlich heute noch sehr erregt ist, wenn er an diese Vorstellung denkt. *Wollen Sie? Wollen Sie arbeiten? Wollen Sie um den Preis arbeiten? - Sie wollen nicht? - Stempel - Wiederschau.* Das war meine Vorstellung. Der Chef war nicht da, es war die Sekretärin war da, nicht - Chef habe ich mich gar nicht vorgestellt. Sie wollte Herrn Maier sofort zu einer Entscheidung drängen, ohne ihn überlegen zu lassen, weil es würden noch *drei, vier hintennach* kommen. Herr Maier meinte im Interview dann, er ließe sich nicht unterdrücken, weshalb er nicht zugesagt habe. Später kommt er noch einmal auf diese Situation zurück und liefert seine Interpretation der ganzen Angelegenheit. Wahrscheinlich sei *der Eindruck schon einmal schlecht* gewesen, als er sagte, er komme vom Arbeitsamt. *Das ist schon ein Fehler. Weil sie wahrscheinlich mit gewissen Typen schon zu tun gehabt haben, was ich bemerkt hab', was ihnen gar nicht paßt. Jetzt haben's geglaubt, ich bin auch so einer, nicht; ich gehö' auch zu der Sorte.* Interessanterweise kommt Herrn Maier überhaupt nicht in den Sinn, daß es auch anderen Leuten so ergangen sein könnte wie ihm und sie ebenfalls einer falschen Einschätzung unterzogen worden wären. Denn Arbeitslose haben von ihren Schicksalsgenossinnen und -genossen die gleich schlechte Meinung wie andere Menschen auch.<sup>6</sup> Zwar meinen sie mit ihren negativen Zuschreibungen niemals sich selbst, sondern jeweils die anderen, aber dieser Befund ist auf den ersten Blick dennoch überraschend.<sup>7</sup>



Heinz Langer

Mit dem zuvor angeführten Beispiel sind wir bei jener grundlegenden Problematik, der Stellenwerber am Arbeitsmarkt im allgemeinen und arbeitslose Stellenwerber im besonderen unterliegen. Die Einstellungssituation ist für sie nicht gerade einfach, da sie sich an gewisse Verhaltensregeln halten sollten, an deren Festlegung sie jedoch nicht mitwirken konnten. Der Arbeitgeber hat sozusagen die Definitionsmacht darüber, was in diesem Zusammenhang als richtig gilt; die Beziehung ist asymmetrisch. Der Unternehmer muß nicht jene Verpflichtungen und Erwartungen gegenüber dem Stellenwerber erfüllen, die dieser ihm entgegenzubringen hat.<sup>8</sup> Diese Asymmetrie im Verhältnis Unternehmer zu Beschäftigten oder potentiell Beschäftigten äußert sich unter anderem in Bemerkungen wie jener des Konditormeisters Kraftmann, der von *gut abgerichteten Leuten* spricht. Herr Kaiser, Besitzer eines gleichnamigen Gasthauses, wiederum meint zu den Bewerbungen auf seine offene Stelle: *Angerufen haben bestimmt zehn Stück*. Der Möbelfabrikhaber Krüger nimmt beispielsweise nur Mitarbeiter, die einen tadellosen Background aufweisen können, wovon er vor allem stabile Familien- und Beziehungsverhältnisse versteht. Dieser Aspekt war auch für 80% der in einer Studie von Windolf und Hohn ausgewerteten Betriebe von Bedeutung.<sup>9</sup> Ein Stellenwerber seinerseits käme wohl kaum auf die Idee, die privaten Verhältnisse seines potentiellen Arbeitgebers bei der Frage mitzubedenken, ob er eine Stelle annimmt oder nicht.

Interessanterweise wurde dieses Ungleichgewicht von den von mir befragten Arbeitslosen einfach hingenommen. Im Gegenteil zeigen manche Arbeitslose sogar Verständnis für diskriminierende Praktiken, die sich gegen ihre eigene Person richten. Herr Gernot Beldika, ein 47jähriger ehemaliger Handelsreisender akzeptiert die Entscheidung von Firmen, ihn aufgrund seines Alters nicht mehr einzustellen, auch wenn er meint, die Arbeit durchaus besser ausführen zu können als jüngere Mitarbeiter. Eher üben Arbeitslose Kritik an den Anforderungen, die in Ausschreibungen an sie gestellt wer-

den. Der 25jährige LKW-Fahrer Alfred Krampfl beschreibt scherzhaft den Wunsch mancher Unternehmer nach jüngeren Mitarbeitern: *Die meisten suchen junge Fahrer mit, weiß nicht, am besten 20 Jahren und 10 Jahren Praxis*. An der Definitionsmacht der Unternehmer wird dennoch keineswegs getüttelt.

Dies mag vielleicht damit zusammenhängen, daß sich die Arbeitslosen sozusagen in einem Durchgangsstadium befinden, wie es Victor Turner mit seinem Liminalitätskonzept beschrieben hat. Turner verwendet sein Konzept zwar primär für Initiationsriten, betont jedoch eine Homologie »zwischen der für die Schwellenphase in diachronen Übergängen von einem Status zum anderen typischen 'Schwäche' oder 'Passivität' und der 'strukturellen' oder synchronen Inferiorität bestimmter Personen, Gruppen und sozialen Kategorien in politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Systemen«. Ein Schwellenzustand kann - wie im Fall der Arbeitslosigkeit - von geringem sozialen Status begleitet sein, der erst nach dem Austritt aus diesem Zustand wieder zu einer Statusumkehr zu führen vermag.<sup>11</sup> In diesem Stadium ist das Image der Arbeitslosen, um mit Erving Goffman zu sprechen, nicht stimmig. Das Image überwacht, daß eine bestimmte expressive Ordnung eingehalten wird; es ist eine Anleihe von der Gesellschaft und wird entzogen, wenn man sich nicht entsprechend verhält.<sup>12</sup> Genau dies geschieht den Arbeitslosen am Arbeitsmarkt dann, wenn sie ihre eigenen Interessen in den Vordergrund stellen. Deshalb verharren sie in ihrem »inferioren« Status, der ihnen nicht ermöglicht, zu ihrer Arbeitslosigkeit zu stehen. Daraus resultiert wiederum ein persönliches Schamgefühl, dessen Folgen Sighard Neckel zutreffend eingeschätzt hat. »Scham belastet die Person und verunsichert sie, Scham isoliert: Sich schämen macht einsam. Scham ruiniert das Selbstbewußtsein und andere können das sehen.«<sup>13</sup> Diese Scham schlägt sich im Auftreten der Arbeitslosen nieder, da ihnen das Selbstbewußtsein fehlt. Zusätzlich werden die Arbeitslosen von den Personaleinstellern einer genaueren Prüfung unterzogen als andere Bewerber, weil

Arbeitslosigkeit an sich bereits als Indikator für verringerte Belastbarkeit und Integrationsfähigkeit von Bewerbern gilt. Das dadurch verstärkte mangelnde Selbstwertgefühl von arbeitslosen Stellenwerbern erzielt den paradoxen Effekt der Erhöhung der Einstellungschancen derjenigen, die bereits Arbeit haben, und die Verringerung der Chancen bei jenen, die so dringend eine benötigen würden.<sup>14</sup> Hier können Vergleiche mit dem 'Beziehungsmarkt' hergestellt werden, auf dem ebenfalls jene die besseren Chancen aufweisen, die sich quasi bereits 'bewährt' haben, während Leute mit ungünstiger 'Beziehungsbiographie' als Ladenhüter gehandelt werden, die - mit der Autorität des common sense - gewisse Mängel aufweisen müssen.

Eine »Todsünde« im Vorstellungsgespräch ist in vielen Fällen die Frage nach dem Gehalt. Obwohl Arbeitgeber sonst sehr oft auf den Warencharakter der Arbeit rekurrieren - man denke nur an die neoliberale Diktion von markträumenden Preisen (gemeint sind Niedrigstlöhne), die die Arbeitslosigkeit angeblich zum Verschwinden brächten -, scheinen ihnen beim Einstellungsgespräch die symbolischen Dimensionen von Arbeit insgesamt von hoher Bedeutung zu sein. Der Bewerber solle sich zunächst nicht für den Lohn, sondern einmal für den Arbeitsplatz interessieren, solle Arbeitsmotivation zeigen und nicht nur den Stempel für das Arbeitsamt abholen. Herr Kurz erzählte, viele Leute hätten nach der Stellenausschreibung bei ihm angerufen und nach dem Gehalt gefragt, wären aber danach nicht erschienen. Er erwähnte allerdings nicht, ob dies mit der Höhe des angebotenen Gehalts in Zusammenhang gestanden sein könnte. Der Besitzer vom Restaurant Kellerwirt, Herr Bauer, hat ebenfalls seine Probleme mit dieser Art von Bewerbern: *Ich habe also eine Abneigung, wenn einer kommt und sagt: Was verdiene ich, wie lange muß ich arbeiten?* Den Arbeitslosen selbst ist - spätestens nach den ersten entsprechenden Erfahrungen - ebenfalls bewußt, daß nach Geld nicht gefragt werden sollte. Der Schlosser Bruno Metzger erzählt, bei ihm sei eine Vermittlung am Arbeitgeber gescheitert: *Weil wennst jetzt hingehst zum Beispiel, sagst vom Ar-*

beitsamt, entweder sagt er 'Ja, Sie können anfangen', das und das, da hast keinen Stundenlohn, nichts noch, weil wennst um den Stundenlohn fragst oder was, dann sagt er, Stelle ist vergeben. In der Folge hat Herr Metzger dieses Wissen ausgenutzt, wenn er eine Stelle nicht annehmen wollte. Er brauchte nur zu sagen, er komme vom Arbeitsamt und wolle den Stundenlohn wissen, dann ist vorbei. Wäre er selbst Unternehmer und es käme einer, und der fragt um den Stundenlohn als erstes, bevor er zum Arbeiten anfängt, sag' ich auch, nein danke.

Das Wissen um bestimmte Grundregeln bietet also den Arbeitslosen ihrerseits die Chance, ihren inferioren Status in seltenen Fällen auszunutzen. Das erinnert an die von Thomas Szasz beschriebenen Menschen, die »behaupten, die für Geisteskranke charakteristischen Gedanken und Empfindungen zu haben, und sie bekennen ihren abweichenden Status offen, um bestimmte Ziele zu erreichen.«<sup>15</sup> Genauso können Arbeitslose in Bewerbungsgesprächen gewisse Regeln brechen, um damit ein entsprechendes Verhalten der Unternehmer zu evozieren. Um Szasz' Argumentation hier noch einmal aufzugreifen, bedeutet dies, daß die Unternehmer dadurch in ihrem Glauben bestärkt werden, es gäbe Arbeitsunwillige; ebenso wie im Falle der Geisteskranken die Gesellschaft von deren Existenz überzeugt ist, obwohl sie erst von ihr fabriziert werden. Für die Arbeitslosen hat diese Praxis den Vorteil, daß bei einer Anstellungsverweigerung durch den Unternehmer keine Sanktionen von seiten des Arbeitsamtes befürchtet werden müssen. Nun darf nicht geglaubt werden, dabei handle es sich um eine besonders häufige Praxis, lediglich einer der von mir befragten Arbeitslosen hatte sich einmal dieser Finte bedient. Bereits Hans Georg Zilian hat darauf hingewiesen, so etwas gelange nur in jenen Fällen zur Anwendung, wo quasi eine Vermeidungskonkurrenz um besonders schlechte Jobs - Arbeitsmarktzitronen - herrscht.<sup>16</sup> Wobei bei diesen Posten auch die Schmerzgrenzen bedeutend niedriger sind und oftmals nicht einmal ein Bewerbungsgespräch mit dem Chef zustandekommt. Frau Winkler etwa rief bei einer bekannten Reinigungsfirma an und ver-

langte den zuständigen Herrn, der ihr sofort mitteilte, sie werde gebraucht. Dann sag' ich: 'Ja, wann soll ich mich vorstellen kommen?' Hat er gesagt: 'Ja, am besten ist - Sie brauchen sich gar nicht vorstellen kommen, Sie kommen gleich'. Das geschah an einem Freitag vormittag, und zu Mittag arbeitete Frau Winkler bereits für diese Firma. Auch bei Hilfsarbeiterjobs im Baugewerbe gibt es ein »training on the job« ohne Vorstellungsgespräch, hier beurteilt der Polier die Brauchbarkeit des Mitarbeiters. Da aber nicht alle Arbeitslosen in diesen nicht sehr lukrativen Branchen Unterschlupf finden, bleiben die Schwierigkeiten beim Zugang zu besseren Jobs bestehen.

Die Unternehmer können eine Auswahl treffen, die gegen diverse Gruppen diskriminiert. Oftmals handelt es sich dabei um eine »statistische Vermutung«, gewisse Personen oder Personengruppen seien qualifizierter als andere. Es sind, wie Kurt Rothschild betont, Vorurteile über objektive Zustände, die auch bestehen bleiben können, wenn in der Realität keine Qualifikationsunterschiede zwischen den Gruppen bestehen; die Vorurteile können Folge kognitiver Dissonanz sein, wobei die diskriminierenden Entscheidungen die Rationalisierung einer vorgefaßten Meinung erleichtern.<sup>17</sup> Genau das passiert den Arbeitslosen häufig bei Bewerbungsgesprächen, wenn ihr Verhalten als arbeitsunwillig gedeutet wird, während es bei anderen Bewerbern anders ausgelegt werden kann. Zu jenen Gruppen, die von dieser Anwendung »statistischer Vermutungen« am meisten betroffen sind, zählen neben den Arbeitslosen ältere Menschen und Frauen, wobei das Zusammentreffen mehrerer Faktoren diese Ausgangssituation noch verschlechtert. Man kann Überlegungen anstellen, ob eine 55jährige arbeitslose Ausländerin einen Job in einem primären Sektor erhalten könnte; die Chancen dürften gegen Null tendieren. Diese Situation am Arbeitsmarkt kann durchaus als strukturelle Gewalt gegenüber ausgegrenzten Personengruppen interpretiert werden, wobei hier lediglich einige Aspekte zu dieser umfassenderen Problematik vorgestellt werden sollten.

### ANMERKUNGEN:

- 1 Gary S. Becker, Der ökonomische Ansatz zur Erklärung menschlichen Verhaltens, Tübingen 1982, S. 16-32.
- 2 Paul Windolf & Hans-Willy Hohn, Arbeitsmarktchancen in der Krise. Betriebliche Rekrutierung und soziale Schließung, Frankfurt am Main 1984, S. 24 f.
- 3 Vgl. dazu Johannes Moser, Jeder, der will, kann arbeiten. Die kulturelle Bedeutung von Arbeit und Arbeitslosigkeit, Dissertation, Graz 1992, S. 84-118 und passim.
- 4 Alle nicht anders zitierten empirischen Belege entstammen den Interviews zu meiner Dissertation, sie sind kursiv gesetzt, und alle Namen wurden geändert.
- 5 Hier sieht man, wie zufällig eine Zufallsstichprobe sein kann; das Interview mit Herrn Kurz stammt aus einer Stichprobe, die aus dem Handelsregister gezogen wurde, das Interview mit Herrn Maier wurde im Rahmen einer Haushaltsbefragung in zwei Grazer Bezirken durchgeführt.
- 6 Vgl. Erich Kirchler, Arbeitsmarktpolitik. Resigniert erstarren oder erfolgreich sein Schicksal schmieden? Determinanten der Wiederbeschäftigung von Arbeitslosen (= Veröffentlichung des Österreichischen Instituts für Arbeitsmarktpolitik, Heft XXXVI), Linz 1991.
- 7 Vgl. Moser (Anm. 3), S. 220.
- 8 Erving Goffman, Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation, Frankfurt am Main 1986, S. 60.
- 9 Windolf & Hohn (Anm. 2), S. 151.
- 10 Victor Turner, Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, Frankfurt am Main - New York 1989, S. 99.
- 11 Ebenda, S. 94 ff.
- 12 Goffman (Anm. 8), S. 14 f.
- 13 Sighard Neckel, Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit, Frankfurt am Main 1991, S. 17.
- 14 Hans Georg Zilian & Bertram Malle, Projekt 'Das Verhalten der Arbeitskräftenachfrage', Graz 1991, S. 39.
- 15 Thomas Szasz, Die Fabrikation des Wahnsinns, Olten 1974, S. 22.
- 16 Hans Georg Zilian, Wo ein Wille ist, ist auch ein Werk. Arbeitsbedingungen und Arbeitslosigkeit im Wohlfahrtsstaat, Wien 1990, S. 101-126.
- 17 Kurt W. Rothschild, Arbeitslose, gibt's die? Ausgewählte Beiträge zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Aspekten der Arbeitslosigkeit, Marburg 1990, S. 48.

AUTOR/INN/EN DIESES HEFTES

Alwin Fill

Wurde 1940 in Kufstein geboren und studierte an den Universitäten Innsbruck und Oxford Latein und Englisch. 1977 habilitierte er sich in Innsbruck für »Englische Sprachwissenschaft«. Seit 1989 ist er Prof. für dieses Fach an der Universität Graz. Forschungsschwerpunkte: Pragmalinguistik und das neue Gebiet der Öko-Linguistik.

Cécile Huber

Studierte Sprachwissenschaft und Soziolinguistik in Graz, London, Paris. Lehrbeauftragte an der Universität Graz (Sprachwissenschaft und Europäische Volkskunde). Wandernde zwischen den Kulturen, zur Zeit in Frankreich. Forschungsschwerpunkte: Frauensprache und Frauenforschung.

Karl Kaser

Dozent am Institut für Südosteuropäische Geschichte an der Universität Graz. Forschungsschwerpunkte: Südosteuropäische Geschichtstheorien, Historische Anthropologie, Historische Familienforschung.

Carsten Lenk

Studierte Volkskunde und Musikwissenschaft in Regensburg. Dissertiert in Hamburg zum Thema »Erscheinung des Rundfunks in Deutschland 1923 - 32«. Schwerpunkte: Populärmusikforschung, Mediengeschichte und -theorie.

Helmut Schiestl

Geboren in Hall in Tirol. Geburt normal verlaufen, alles andere abnormal (Bibliothekar und Schriftsteller).

Wolfgang Wehapp

Journalist, studiert Volkskunde an der Universität Graz. Interessenschwerpunkte: Ökologie und Politik.



Hans Plank

**KUCKUCK - VORSCHAU :**



**GEHEIMNIS**